Austr.
4060
d

Austr. 4060 d Roth

Der Geldmangel

und

die Verarmung

in

Siebenbürgen,

besonders

unter den Sachsen.

Von

dem Verfasser der Zünfte und des Sprachkampfes.

Stephan Ludwig Roth, ev. Pfarrer in Meschen, vom Klausenburger Blutgericht 11 Mai 1849 hingerichtet

Kronstadt, 1843.

Druck und Verlag von Johann Gött.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Imprimatur.

Michael Kaiser, m. p.
Diac. Paroch. et Censor.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede,

die ihres Gleichen nicht hat, welche aber vom Leser demohngeachtet überschlagen werden kann, wenn er darauf verzichten will, zu erfahren, was darinnen stehet.

Drei merkwürdige Dinge kommen hier zum Vorschein, derer zu geschweigen, welche anderswo besprochen werden.

I.

Erstlich erfährt der Leser, wie ich zu einem Verleger gekommen — besonders lehrreich für arme Scribenten.

Als ich meinem Verleger das Manuscript zum Kaufe anbot, hatte ich bei mir bereits die Rechnung ins Reine gebracht. Wie das Mädchen mit dem Eierkorbe diese in Gedanken schon veräußert hat, und vom Erlöse eine Heerde Hühner anschafft, diese wieder legen läßt, daraus sich eine Ziege, daraus ein Kühchen erzieht, endlich ein Gütchen kauft, und, wenn das Glück günstig ist, mit einem Sitz in einem steirischen Wägelchen schließt, so dachte auch ich, mir selbst überlassen, an eine glänzende Umwechslung meiner bald umstehenden Schimmel mit einem Paar herrlicher Edelpferde durch

einen günstigen Verkauf dieser Broschüre. Ich stutzte also nicht wenig, da mein Verleger mich versicherte, man könne ein Buch nur dann beurtheilen, wenn man es gelesen habe, und sich es daher zum sogenannten Ansehen ausbat. Während dieser Prüfungszeit hatte ich immer die besondere Furcht als Eis im Busen, ein Fremder, ein Käufer würde mein Erzeugniß schärfer beurtheilen, als Freunde zu thun pflegen, die es mit liebenden Augen durchblättern und was dem Werke selbst abgeht, nach der Lehre von der Satisfactio, durch ihre Huld und Güte ersetzen. Nach einiger Zeit machte mir der Verleger das grobe Kompliment, daß er, durch das Büchlein vor unnöthigen Ausgaben gewarnt, unschlüssig sei, was er zu thun habe.

Wiewohl ich beinahe bereuen mußte, so erfolgreich gegen unnöthige Ausgaben ins Feld gezogen zu sein, so brachten mich doch eben diese Besorgnisse meines Verlegers zur völligen Ueberzeugung von der Wirksamkeit, Zweckdienlichkeit und Vortrefflichkeit meines Werkchens. Mußte dies nicht in mir die Hoffnung erwecken, meine Warnungen würden auf die Sinnesart anderer Leute einen noch größeren Eindruck machen, da sogar ein deutscher Verleger durch sie zur Unschlüssigkeit gebracht worden sei, von denen ja alle Welt weiß, wie besinnungslos sie sich in Gefahr und Schaden stürzen. Sollte etwa der Druck unterbleiben, wie es den Anschein hatte, so würde der jetzigen Welt eine Arznei entzogen, deren sie, meiner Meinung nach, sehr zu bedürfen schien. Leid war es freilich vorzüglich mir um mich selbst. Denn ich vergesse nie in der allgemeinen Liebe, die ich Jedermann schuldig bin, auch mich darein mit eingeschlossen zu betrachten. Ich sollte also vergeblich so viele Zeit aufgewendet haben, und nicht einmal einen schönen Dank dafür bekommen? — ich sollte für die Anstrengungen meines armen Kopfes nicht einmal den Nutzen kriegen, den man mit lee-

ren Visiten sich aneignet, welche der ehrenvollste Müßigang sind. Nur mit Schmerzen dachte ich an die zerkauenen Federn, an die schwarze Dinte und das viele Papier, von welch Letzterem die Geistlichen ohnehin mehr bedürfen, als sonstige Scribenten, da sich über unsichtbare Dinge leichter streiten, also auch mehr schreiben läßt, als über sichtbare, wo der Augenschein und die Handgreiflichkeit jedem Dispput ein Ende macht. Mußte ich mich nicht selbst verklagen, daß ich, — ich — im Büchlein ein Eiferer gegen jede Verschwendung, doch so unüberlegt, so auf's Gerathewohl gehandelt hatte!!

Um mir für mein künftiges Schriftstellerleben diese trübseligen Bußübungen nicht verloren gehen zu lassen, faßte ich zwei weise Vorsätze: Meine folgenden Werke entweder nur solchen Verlegern anzubieten, die am Uebel der Zeit leiden, oder die Werke zuerst kaufen und dann prüfen. Diesmal kam solche Klugheit freilich zu spät. Für den Augenblick mußte aller Scharfsinn aufgeboten werden, dermalen, wo möglich, den Verleger zu fangen. Der Zweck sich und andern zu nützen, dachte ich, heiliget die Mittel! Würden sonst Kriege geführt werden, wo Menschenblut fließt, wenn sie nicht die Mittel wären, als letzten Zweck, den goldnen Frieden zu erobern? Mit dieser Beschwichtigung meines Gewissens fing ich denn an, den Verleger in Arbeit zu nehmen. Ich begann also auseinander zu setzen, daß es bei ihm Mangel an Unternehmungsgeist verrathe nur solche Artikel zu verlegen, wo kein Risiko sei; ich hielt ihm die Schmach und Schande vor, blos Kalender zu drucken; ich malte ihm mit glänzenden Farben die Ehre und das Verdienst aus, als Beförderer vaterländischer Literatur gerühmt zu werden; auch führte ich ihm zu Gemüthe, daß wir Siebenbürger Deutschen, als Ableger eines bücherschreibenden Volkes von unserer in Zweifel gestellten Nationalität auch hierinnen Beweise dafür geben müßten, da ja eine Schöpsennase selbst

an einem Karrengaul auf die edle Abkunft aus dem Bethlenischen Gestütte zurückweise; auch rechnete ich ihm vor, daß er im schlimmsten Falle nur seine eigenen Unkosten tragen werde; endlich erhob ich Stimme und Gedanken und sprach mit rührender Stimme: »Mein Herr, wie ich noch immer hoffe, Verleger! da es viele Beispiele von Exempeln gegeben hat, daß Verleger reich geworden und Schriftsteller dabei arm geblieben sind, zugleich aber auch nicht geläugnet werden kann, daß viele Verleger arm geworden sind, ohne daß Schriftsteller reich geworden wären, so bitte ich in Erwägung zu ziehen, daß die Fälle des möglichen Vortheiles immer nur auf Seiten der Verleger sich ergeben. Eines möglichen Vortheiles sich aber zu vergewissern, sei dermalen also nichts weiter nöthig, denn mir flugs das Honorar zu bezahlen. Nur sei Kauf und Druck schnell abzumachen, ehe die Welt aus der Noth eine Tugend mache, und bedachtlos ferner keine Bücher kaufe, weil sie kein Geld mehr dazu habe. Nach den bisherigen Erfahrungen der öffentlichen Buß- und Besserungsanstalten sei jedoch nicht anzunehmen, es würde dem Publikum die Kauf- und Leselust bevor vergehen, ehe noch das Werk verkauft und gelesen sei, da, nach den Versicherungen der Aerzte die Genesung nur nach eingenommener Arznei einzutreten pflege, gleichviel ob propter hoc oder post hoc. Auch brauche selbst eine so wirksame Arznei, als mein Büchlein enthalte, doch immer einer gewissen Zeit zur Wirksamkeit. Weil nun Seelenkrankheiten ohnehin mehr Zeit brauchten, als Leibesgebrechen, z. B. die Abnahme eines rothen Bartes, so sei alle Wahrscheinlichkeit da und vorhanden, daß er auch nach zehn Jahren noch Zeit genug haben werde, die Nachfrage zu befriedigen. Würde er nur Sorge tragen das Aeußere sehr schön auszustatten — der Titel sei schon interessant genug und verspreche seinerseits viel mehr, als er leiste — würde überdies der Preis

nur zur halben Deckung der Druckkosten berechnet, so dürfte es reißend aufgehen, und die Menge des Absatzes im Großen würde den einzelnen Ausfall decken. Hätte er dieses seinerseits gethan, so käme seinen Bestrebungen auch die Lesewelt zu Hilfe. Der Reiz, den jedes unaufgeschnittene Buch auf die Neugierde ausübt — die Affektation im Zimmer auf Betten, Kästen und Kanapee's patriotische Broschüren umher liegen zu lassen, — die Mode, ungelesene Bücher zu empfehlen und auszuleihen — die Sucht Bücher zu kaufen, nicht um darnach zu handeln, sondern um darüber, wie über angehörte Predigten reden zu können, und die für Verlagshandlungen so heilsame Gewohnheit der Leute auch solche Bücher zu kaufen, deren man eigentlich auch gar nicht bedürfe — — — Alles dies werde die Stellagen vom Verlagsartikel leeren und seinen Beutel füllen.«

Nach Vollendung dieser meiner Rede versank er in Nachdenken; denn meine Gründe s. v. Ueberredungen fingen in seinem Gehirn an zu gähren, wie Sauerteig im Brottrog. Noch immer lag sein Finger an seiner Stirne, und ich athmete kaum. Während ich also meinen Mund geschlossen hielt, weil ich auf die Oeffnung des seinigen wartete, räusperte er sich. Wie viel günstiger wäre für mich, zu einem verbindlichen Glückwunsch, ein Nieser gewesen. So beobachteten wir ein gegenseitiges Schweigen, ohne dabei ein Wort zu reden. Endlich — — ich spitzte die Ohren, wie ein gejagter Fuchs, der erfahren will, ob die Hunde weit sind — endlich, zählte er am Rock und Leibel die Knöpfe, — rief: Topp! und sprach folgendermaßen: »Das Manuskript ist mein! die jetzige Welt, hat sie nur Geld, gibt sie es her. Spinnen würden ja verhungern, wenn alle Fliegen klug und vorsichtig wären. Meine frühere Besorgniß, als ob das Werkchen nicht aufgehen würde, finde ich jetzt, nach reiflicherer Ueberlegung, ohne Grund und Halt. Denn Der-

jenige, wer wissen will, ob das Werk des Geldes werth sei, muß es zuvor doch geprüft haben. Welcher es nun prüfen will, muß es zuvor gelesen haben; wer es lesen will, muß es zuvor kaufen. Bei meiner Ehre aber, wer es einmal gekauft hat, kriegt in seinem Leben von mir das ausgezahlte Geld nicht mehr zurück.«

So kam der Handel zu Stande und dies ist die merkwürdige Geschichte, wie mein Buch zu einem Verleger und die Welt zu einem Buche kam.

II.

Der zweite Theil beweiset, daß die schlechtesten Vorreden die besten sind, und vice versa die besten die schlechtesten — ein neuer Vortheil[1] für Scribenten, da es den meisten leichter fallen wird, schlechte zu machen.

Am liebsten sähen es freilich die Schriftsteller, wenn es nur lobende Kritiken gebe. Hierbei führen sie am besten und auch die Welt. Denn da es nur Eine Wahrheit, aber viele Irrthümer gibt, so ist es einleuchtend, daß beim Prüfen die Gefahr zu irren viel größer ist, als die Hoffnung die Wahrheit zu finden. Zwischen tausend und tausend Nieten ist ja nur Eine Zahl, die das große Loos gewinnt! Alle übrigen erzeugen lange, d. h. verdrießliche Gesichter. Weswegen es denn auch bis auf den heutigen Tag nicht an Menschen im Staat und in der Kirche gefehlt hat, die, um Fehler in der Beurtheilung zu verhüten, die Beurtheilungen überhaupt zu verhindern bemüht gewesen sind.

Da aber dieses Hingeben an die Autorität, oder an die Unfehlbarkeit der Herren Autoren, so zu sagen, einer Verzichtleistung gleich ist auf eigenes Urtheil, so ist sehr zu befürchten als würde dieses Prinzip in diesem denklustigen Zeitalter noch weniger Eingang finden, als früher, und höchstens

bei denjenigen Klassen Wurzel in der Ueberzeugung schlagen, die an den Vortheilen dieses blinden Glaubens ihren Antheil, als Aktionäre, gleichfalls haben. Einstweilen, bis die Welt zu dieser Ueberzeugung gebracht wird, bleibe auch ich der Gefahr ausgesetzt, getadelt zu werden. Schade, daß der Staat und die Kirche die Censur nur für sich in Anspruch nimmt und nicht lieber, in gemeinnützigerer Ausdehnung, auch die Schriftsteller insgesammt unter den Schild der Unantastbarkeit oder Unfehlbarkeit stellt. Denn, wo der Tadel, wenn auch noch so wahr und begründet, verboten ist, bleibt allein das Schweigen oder Loben übrig, und das, was alle Autokratie und Bureaukratie, zu denen auch die Schriftsteller gehören, am liebsten hören und allein geschehen lassen wollen. Wie aber die Sachen jetzt noch stehen, ist an Prohibitionsmaßregeln zur Unterdrückung des Tadels nicht zu denken. Es bleibt also den Schriftstellern nichts anderes übrig, als sich entweder mit den Ansichten und Maximen der Macht und der Autorität zu identificiren oder aber an die Menschenfreundlichkeit und Großmuth der Kritiker zu appelliren, um auf sothane Art den aufgelegten Pfeil von der Sehne zu nehmen. Es mögen also die Kritiker bedenken

erstlich, daß Tadeln leichter ist, als Bessermachen;

zweitens, daß Tadel weniger zum Dank verpflichtet, als Lob;

drittens, daß ein gelobter Schriftsteller den lobenden Kritiker um so mehr lobt, je weniger beide das Lob verdienen;

viertens, daß, da jeder Tadel eigentlich nur die Besserung zum Zwecke haben kann, bei einem bereits gedruckten Werke die Besserung nicht mehr möglich ist;

fünftens, daß Schriftsteller die Sache so gut machen, als es ihnen nur möglich ist. Der Tadel trifft also den guten Willen, der doch immer zu loben ist —

ansonst zu gefahren steht, er würde noch seltener in der Welt werden, wie er bereits schon ist u. s. w. u. s. w.

Diese Schutz- und Schirmworte gelten aber nicht der Vorrede, sondern allein dem Werke. Die Vorrede selbst geb' ich Preis; an ihr mag der Kritiker sein Zähnejuken befriedigen, wie er Lieb und Lust hat. Meine Absicht ist nur das Werk selbst mit heiler Haut durchzubringen. Nota bene, mit dieser Vorrede hat es seine eigene Bewandtniß.

Wie bekannt sind Vorreden Speisezettel in der Hand eines mundfertigen Kellners, der die Speisen, die da kommen sollen, so eigenthümlich zu schildern, zu rühmen und zu preisen versteht, daß den Eintretenden, ist ihnen sonst nur der Magen nicht verdorben, bei dieser Beschreibung und Verzögerung des Auftischens, der Mund voll Wasser läuft. Der Schalk weiß wohl, daß seine Speisen nicht die besten von der Welt sind, sucht daher durch Verzögerung den Appetit so zu steigern, daß der gewachsene Hunger der Gäste zum natürlichen und unfreiwilligen Lobredner des Koches in der Küche wird. Tritt man z. B. um 11 Uhr ein und der Kellner hält einen bis 1 Uhr auf, so wäre man zwar geneigt, denselben Kellner beim Kragen zu nehmen und aus dem Zimmer zu werfen — mittlerweile steigt aber der Hunger von Minute zu Minute, und so wird seine Vorrede zu den Tischgerichten die geeignetste Captatio benevolentiae. Also ist auch diese Vorrede eine bare Verzichtleistung auf sich selbst und ein freiwilliges Opfer zu Gunsten des folgenden Werkchens. Sie will mißfallen, damit desto mehr das Werkchen selber gefalle. Hier hast du, wohlgeneigter und wie ich hoffen darf, hiedurch auch hinlänglich hungriggemachter Leser, nicht nur darüber den Aufschluß, warum diese Vorrede so und nicht anders gestaltet worden sei, sondern zugleich auch die Mittheilung eines großen schriftstellerischen Geheimnisses, wie

man überhaupt durch schlechte Vorreden einem mittelmäßigen Werke hilf- und hoffnungsreich unter die Arme greifen könne. Oder erweckt, lieber Leser, die Langweile dieser Vorrede nicht schon den heftigen Wunsch in dir, sie möchte bald zu Ende gehen, oder, was im Grunde eins ist, es sollte doch einmal nun auch das Werkchen selbst beginnen!

Weil aber schlechte Vorreden, auf diese Art, so gute Früchte tragen, können sie ohnmöglich schlechte sein, sondern müssen eben dieserwegen, für gute erklärt werden. Daß aber dieses Kunststück die beabsichtigte Wirkung habe, lehrt nicht nur a priori die Theorie, von der geheimnißvollen Wunderkraft des Kontrastes, sondern es beweist es auch a posteriori die Praxis der Erfahrung. Der Maler hebet durch den Schatten das Licht; — die zweite Frau eines Mannes, d. h. diejenige, die er nach seiner ersten heirathet, ist sie nur halbwegs gut, wenn jene grundschlecht war, bringt sie ihn durch Vergleichung zum Entzücken; — Köche, die ihre Kunst verstehen, lassen auf saure Speisen süße, und auf die süßen saure folgen, weil sie wohl wissen, daß der gefoppten Zunge hierdurch das Süße noch süßer schmeckt; ja, durch vorangegangenes Regenwetter wird der Sonnenschein erst zum wahren Freudenschein, so wie der Mai erst durch den launenhaften April zum eigentlichen Wonnemond wird; — oder habe ich nicht an Frauen die Gewohnheit bemerkt, am liebsten solche Gesellschafterinnen sich zu wählen, die minder schön *) als sie sind, und aus bemerktem Vortheil, den unser Abstand ihnen gewährt, deshalb sie ihre liebsten Freundinnen zu nennen pflegen. — — — Diese Vortheilhaftigkeit des Kontrastes, von Theorie und Praxis gleich empfohlen, habe ich nun durch

*) Daß ein Frauenzimmer, weil zum schönen Geschlechte gehörig, nie häßlich sein könne, versteht sich von selbst, und wird hier nur deswegen erwähnt, um meinerseits nicht zum häßlichen gezählt zu werden.

diese Vorrede dem nachfolgenden Werkchen zu Gunsten kommen lassen wollen. Hätte nur der Leser seinerseits Geduld genug, die ganze Vorrede hinzunehmen, so dürfte er leicht ein Verlangen nach einer andern Speise bekommen.

Noch eins! durch solche Vortheile aufmerksam gemacht, wird es der Welt sobald an guten Werken nicht fehlen, da Vorreden schlecht zu schreiben ein Kinderspiel ist. Quod erat demonstrandum.

III.

Hierinnen erfährt der Leser im Voraus, was er sonst nur nach Durchlesung des ganzen Werkes wissen würde — ich meine den Inhalt.

Theaterzettel und Büchertitel gleichen sich gemeiniglich, theils darinnen, daß sie viel versprechen und wenig halten, theils aber auch darinnen, daß sie, List gebrauchend, solche Namen wählen, aus denen Niemand klug wird, wo man also einen nicht beim Worte nehmen kann. So ist es letzthin meinen »Landwirthschaftlichen Wohlmeinungen« gegangen, die in die Unbestimmtheit von Wünschen und Rathschlägen gerathen sind, wozu ich aber meine Einwilligung gegeben habe, weil Väter ein geringeres Recht auf die Namensertheilung haben, als Mütter, weil sie solche mit Fleisch und Bein bekleiden unter großem Druck zur Welt bringen und für ihre nächste Unterkunft zu sorgen haben. Zeitschriften bekommen noch in der Broschürung von ihnen das erste Kleid. Während also ein Komödienzettel mit seinem doppelgängerischen Namen in uns oft die unrichtigsten Vorstellungen von der Vorstellung macht, und während das Belieben der Schriftsteller oft solche Titel wählt, die zum Werke passen, wie die berüchtigte Ableitung des lucus von non lucendo; gefällt mir besser das offene lebendige, wenn auch possirliche Wesen eines Bajazzo, der vom Pferde herunter dem kometenschwanzähnlichen Bubentrosse die

Mirakel und Spektakel seiner Kunstreitergesellschaft vorerzählt oder vormacht, oder in schönen Bildern die Gestalten vorzeigt, die Mensch und Vieh grausenerregend darstellen sollen. Diese Posse paßt darum so gut zum salto mortale, folglich auch meine Vorrede zum Werk, weil sie das menschliche Herz mit der Grausenhaftigkeit des Wagnisses versöhnt, das, ohne Beisatz von Scherz, nur der Angst allein im Busen des Zuhörers Raum ließe. Darum nehmen sich auch diese Scherze in der Vorrede so gut aus vor dem nachfolgenden Ernste im Werke selbst. Sie sind schöne lachende Blumen, die ein bittersüßer Schmerz auf die Leichenhügel einer gewissen sächsischen Vergangenheit streut. Die Hoffnung ist ja Leben, hat aber das Leben noch Hoffnung?

Wie nun ich und alle Leute am liebsten gradaus gehen, d. h. wenn der Umweg nicht der nähere oder bessere ist, — so ist es wohl nun Zeit auf den Inhalt loszugehen, der den dritten Theil ausmachen soll. Ist es gleich nun richtig, daß unter dem Inhalt eines Buches das zu verstehen sei, was im Buche enthalten ist; so ist das doch nicht also zu verstehen, wie manchmal gemächliche oder böswillige Recensenten zu thun pflegen, die die Inhaltsanzeige mit dem das Buch selbst bildenden Inhalte verwechseln. Um also der Mißdeutung zu entgehen, erkläre ich denn im Voraus, daß ich unter dem dermaligen Inhalte nicht das ganze Faß Wein verstehe, das feil geboten wird, sondern nur ein Glas Wein, das zur Kost aus dem ganzen Faß herausgezogen wird. Also — — wie der Titel besagt, handelt das Werk vom Geldmangel und der Verarmung in Siebenbürgen, besonders unter uns Sachsen. Der Geldmangel wird also erklärt, daß das Geld nun ebenso selten sei, wie es früher häufig war. Im zweiten Theile, der von der Verarmung handelt, erscheint unsere Wirthschaftsart, als ein Mehlkasten, aus dem der Backofen tagtäglich mehr herausnimmt, als die Mahlmühle heineinthut, so daß die Zeit

nicht mehr ferne zu sein scheint, wo man des ganzen Mehlkastens auch entbehren könnte, wenn nur anders das nimmersatte Lebensbedürfniß seine Exekutionen einstellen wollte. Wir scheinen uns auf eine große bevorstehende Nationalfast, zu guter Letzt, in unserm jetzigen Treiben, noch einmal an künftig versagten Fleischspeisen über und übersättigen zu wollen. Mitten auf diese reichbeladenen, unter der Last von Genüssen sich beugende Tafeln setze ich denn, als erster Fastenkoch, meine dermalige Wassersuppe. Erinnerungen an bessere Tage sind als Fettaugen aufgetröpfelt und geschichtliche Rückblicke wollen als eingemachte Gurken dienen. Ueber diese wenigen Worte des Titels »Geldmangel und Verarmung« — bedenke, es sind nur zwei, hat der Verfasser, wie über zwei Knödel, eine lange Brühe gemacht, zur unumstößlichen Beweisführung für das aufgegebene alte Sprichwort: »Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kömmt man aus.« Nach dem ersteren Theile dieses Sprichwortes hat nun unser ausgeartetes Völkchen circiter 40 Jahre gelebt — will es ferner leben, hat es wenigstens die nächsten 40 Jahre nach dem zweiten Theile zu leben. Denn die Familien, die ehemals Viel hatten, sind auf Weniges herabgekommen, und die vor 40 Jahren Weniges hatten, haben nun gar Nichts. Bald sind die Leute dahin gelangt, keine Sorgen mehr zu haben; ihre emsigen Bemühungen aus Etwas nichts zu machen, krönt bald ein so vollständiger Erfolg, daß wie man auch den Hahn an der Faßpippe dreht und wendet, bald kein Tropfen mehr kommt. Das Faß selbst ist von Jahr zu Jahr gehoben worden. Doch, noch ist bei Allem nicht Alles verloren; noch lebt der Volksbaum in seiner Wurzelspitze, in der noch nicht ganz erloschenen Genügsamkeit des Landmannes und in seinem theilweise noch vorhandenen Grundbesitz — auch noch in der Ehrenhaftigkeit und dem Erwerbsinn und der in der Enthaltungskraft bedungenen Erhaltungskraft mancher Bürgerfami-

lien, — während die eigentlichen Blüten, Frucht und Ehrenreiser an der Astkrone und die höchsten Spitzen nur von einem Tag zum andern leben.

Während also in unserm Volke die zwei Wirthschaftsarten thätig sind, die eine, um aus Etwas Nichts, die andere um aus Nichts Etwas zu machen — liegen, so zu sagen, alle unsere Genossen in zwei Lägern sich gegenüber, und jeder von uns dienet entweder unter der Fahne der Enthaltsamkeit und Berechnung, oder unter der Fahne der Sorglosigkeit und Verschwendung.

Lieber Leser! Unter welcher Fahne ich mein Volk gern sähe, wüßte ich; wo du stehest, weiß ich nicht; vielleicht hast du auch selber nach deren Inschrift nicht gesehen. Schau hinauf! — schau rückwärts — vorwärts! — schau um und um! Es ist Pflicht, zu wissen, wem man dienet. Bleibe dann, oder werd' ein Ueberläufer. Beides kann ehrlich sein. Meinst Du es gut mit Dir, mit Deinen Kindern und mit Deinem, mehr von Innen noch als von Außen hartbedrängten Volke wohl und redlich, so wüßte ich schon, wo ich Dich zu suchen und zu finden hätte. Daß Du sächsisch sprichst, macht Dich noch zu keinem Sachsen; Du bist, ohne Deinen Theil an der Bestimmung und Bedeutung unseres Postens zu haben, ein, verzeihe mir, sächsischredender Niemand. Begreifst Du die Aufgabe Deines Volkes, ein Licht zu sein, zu erleuchten die Heiden, daß die Völker ein groß Licht sehen! Schlage das Buch zu, für Dich ist's nicht geschrieben. Denn der Gesunde bedarf des Arztes nicht. Der Geist wird Dich frei machen. Gehörest Du aber zu den Gedankenlosen, die ihr Vermögen immer nur als ihr Vermögen, und nie als Nationalvermögen betrachten, o nimm und lies mich, ich bitte Dich, und beherzige, was ich schrieb, und denke hinzu, was ich nicht schrieb. Sieh, wohin das Volksschifflein führt, wie die See hoch geht, wie die Feinde mit dem Enterhacken nahen! Geld- und Habverachtung ist ein

Aderlaß vor dem Kampfe, deine Lebensart der Schlaf in einem lecken Schiffe, während alle Kräfte an die Pumpen gehören.

Der allgemeine Inhalt wäre denn hiermit als Speisezettel vorgelegt — die einzelnen Schüsseln bezeichnen die Ueberschriften. Wer mehr wissen will, darf den Versuch nicht scheuen das Büchlein selbst zu durchlesen, wobei es ihm leicht begegnen kann, zu erfahren, was darin stehet; es sei denn er lese in Zerstreutheit, welche das Gegentheil von der Aufmerksamkeit zu sein pfleget.

Da dieser Theil der letzte ist, so ist keiner mehr zu erwarten. So trage ich denn als Kellner nun die Speisen auf. Herbei, Ihr Herren, wenn Verzögerung die Eßlust weckt, so wird sie hier nicht fehlen. Also: Gott gesegne es! und damit Punktum.

Der Verfasser.

Der
Geldmangel und die Verarmung
in
Siebenbürgen,
besonders
unter den Sachsen.

[illegible], beide Lebensart [illegible] alle Kräfte an die [illegible] Der allgemeine Inhalt wäre denn hieraus [illegible] hervorgeht — die einzelnen Abschnitte bezeichnen [illegible] Wer mehr wissen will, darf den Versuch nicht scheuen, [illegible] wobei es ihm [illegible] Arbeit; es ist dann [illegible] von der Aufm[illegible]

Der Verfasser.

Einleitung.

Die vielfachen Bestrebungen für leibliche Wohlfahrt, welche in neuerer Zeit Köpfe und Federn in Bewegung setzten, haben wohl meistens ihre Quelle in dem Gefühle drükkender Verarmung und des peinlichen Geldmangels. Diese zwei Quellen, wo sie zusammenfließen, erzeugen die Vermögenslosigkeit. Der Geldmangel liegt außer uns, in von uns unabhängigen Umständen, in der Nothwendigkeit der Weltverhältnisse; die Verarmung in uns, in den Fehlern unserer Lebensart, auf dem freien Gebiete unseres Willens. Der Geldabschlag, als ein unfreiwilliges Nehmen, verminderte die Geldmassa, er erzeugte den Geldmangel; von unserer unersättlichen Genußsucht, als einem freiwilligen Geben, ging die Verarmung aus. Nimmt man als Ursache des Geldmangels den Geldabschlag, und als Ursache unserer Verarmung die Genußsucht an, so erklären sie hinlänglich die Klagen über schlechte Zeiten, und öffnen Manchem die Augen über Zeiterscheinungen und Gestaltungen von Lebensverhältnissen, die nicht zu den angenehmsten und ergötzlichsten gehören. Da gegen den Geldmangel zu eifern,

eine Thorheit wäre, weil vergangene Zeiten unverbesserlich sind; darum wird es für klüger erachtet, statt Beschwerden über was zu führen, was nicht mehr zu ändern ist, lieber gegen die Verarmung die Lanze einzulegen, wo zwar Vieles, aber doch noch nicht Alles vollzogen und vorüber ist.

Ein armes Volk ist, unbedingt, nicht zu beklagen — ein reiches, unbedingt, nicht glücklich zu preisen. Die Zufriedenheit, als höchstes Glück auf Erden, liegt weder in noch außer dem Beutel, sondern in der Lebensansicht, in der Gesinnung, die ein Volk in sich trägt. Denn die Genügsamkeit ersetzt der Armuth den Mangel; Begehrlichkeit entziehet dem Reichthum den Genuß des Vorhandenen. Glücklich ist der, wer so viel hat, als er bedarf; doch weise ist der, wer nur so viel bedarf, als er hat. Natürliche Bedürfnisse zu stillen, braucht der Mensch unglaublich wenig; unglaublich viel, wer künstlichen sich hingibt. Die jetzige Verarmung fühlt sich nur darum so unleidlich, weil wir, bei verminderten Mitteln, vermehrte Bedürfnisse befriedigen wollen und — nicht mehr können. Millionäre an Gelüsten, — Schlucker an Mitteln! Diese unersättliche Genußsucht einerseits und die karge Kost, welche uns unsere Mittel darreichen andererseits — erzeugen die allgemeine Mißstimmung, die üble Laune der Völker, den Unmuth der Menschen. Unsere gränzenlosen Wünsche alle zu erfüllen, reichen königliche Schatzkammern nicht hin. Denn wenn uns auch ein König zu Erben einsetzte, — was würde es, wie lange würde es uns helfen? Denn mit den Mitteln der Befriedigung wächset die Begierde nach Vermehrung, nach Verfeinerung der Genüsse. Die Zeit ist krank! Da gibt es nur Eine Arznei. Nicht Entdeckung von Goldquellen, Auffinden vergrabener Schätze, nicht Gewinnste des großen Looses — sondern die Kraft zu entbehren — der Wille sich Etwas zu versagen — der Vorsatz sich einzuschränken, die innere Er-

hebung: freilich eine Vernichtung für den, dem Leben und Genuß gleich gilt, aber eine Auferstehung für den, dem das Leben ohne Pflicht der Tod ist. An dieser Einsicht fehlt es nur wenigen Köpfen; denn von dem Apfel des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen haben wir, wenigstens wir Männer, alle gebissen. Nur das Beispiel und die Gewohnheit zwingen unsern sich sträubenden Kopf mit dem Nacken ins Joch; sie schlagen den freien Menschen in Fesseln. Unser armer Wille steht zwischen der guten Erkenntniß und der schlechten Gewohnheit in der Mitte. Wir könnten der guten Erkenntniß folgen — aber Beispiel und Gewohnheit sind die stärkere Kraft. Daher hassen wir das Böse und — thun es; das Gute lieben wir und — unterlassen es. Ist nun das die Aufgabe des Seelenarztes, den Willen dahin zu bringen, daß er sich für die bessere Erkenntniß entscheide, so muß er dem Drucke und Zuge des Beispiels und der Gewohnheit in der einen Schale, als Gegengewicht in die andere Wagschale größere Leidenschaften hineinlegen. Nicht habe ich daher eigentlich die Absicht, die auf dem Titelblatte angegebenen Gegenstände, aus dem Gesichtspunkte der Staatsökonomie, zu erschöpfen; vielmehr suche ich nach meiner innern und äußern Stellung auf den Willen der Zeit einzuwirken. Ich will durch Rührung, Scham, Furcht und Hoffnung, der besseren Erkenntniß, der Erkenntniß des Sollens Hilfe zuführen, ihrer gehobenen Schale hiedurch so lange Gewichte zulegen, bis Beispiel und Gewohnheit hinaufgehen, und der Wille, von innen bestimmt, also durch sich, im Kampfe gegen Beispiel und Gewohnheit, die Oberhand erhalten kann. Wer sich der Zeit entgegenstellt, hat zwar ein Großes im Sinne, ich bin aber nicht allein — Tausende denken wie ich; wills Gott, so solls gelingen. Ströme können zwar durch Aufstauung nicht genöthigt werden rückwärts und bergauf zu fließen — aber Menschen, und sei

es eine ganze Völkerschaft, können, so bald sie wollen, die entgegengesetzte Bahn einschlagen, können steigen und sich erheben, sich selbst besiegen und Sieger sein.

Dieses Geschäft der Seelenerlösung aus dem Dienste der Welt, der Sünde und des Teufels ist ja Beruf und Aufgabe des geistlichen Standes. Wie, wo und wann er's thut — er ist auf seinem Posten! Der Mittel gibt's verschiedene — das Ziel ist Eins.

Der

Geldmangel und die Verarmung

in

Siebenbürgen,

besonders unter den Sachsen.

Erste Abtheilung.

Der Geldmangel.

Allgemeines.

Wenn man in Siebenbürgen über Geldmangel klagt, darf man, um gerecht zu sein, nicht, wie gewöhnlich geschieht, alle Schuld auf den Luxus werfen. Dieser hat zwar vorzüglich den Geldern eine Strömung nach Außen gegeben, reicht jedoch, als einzige Ursache angenommen, nicht hin, den Geldmangel zu erklären. Auf die Verminderung des Geldes hat der Geldabschlag vom 20. Hornung oder 13. März 1811 einen nicht minder entscheidenden Einfluß gehabt. Die spätere Einhebung der Steuer in Silbergeld ist von sehr geringer Einwirkung auf die Erzeugung des Geldmangels gewesen, da von der Steuer, wie hoch oder niedrig sie immerhin sei, nichts oder Unbedeutendes auswandern soll, wie achtbare Stimmen öffentlich geäußert haben. Ueber Steuern ist

zu allen Zeiten und an allen Orten Klage geführt worden. Der Mensch, wie er ist, nimmt zehnmal lieber, als er einmal gibt. Bleibet die Steuer nur im Lande, so ists, in Bezug auf Geld alles Eins, ob viel oder wenig gegeben wird. In solchem Falle entsteht Geldmangel daraus gewiß nicht. Die Abgabe der Steuer ist nur eine Wanderung des Geldes aus einer Tasche in eine andere; bleibt das Geld nur in einer Siebenbürger Tasche, so ist es gleich, in dieser oder jener. Eine zehnfach stärkere Steuer erzeugt dadurch noch keinen Geldmangel. Ein Theil der Siebenbürger, nämlich der steuerzahlende, kann zwar dadurch ärmer werden, aber Siebenbürgen, der Inbegriff aller Einwohner nicht. In wie weit nun die Sachsen einen unverhältnißmäßigen Theil an der Landessteuer tragen, wird sich zwar, eben hiedurch, unter ihnen ein größerer Geldmangel zeigen, als unter den Bewohnern der andern Landestheile, und unter den nichtbesteuerten Leuten — aber die Einhebung der Steuer in Silbergeld, bleibt sie nur, wie Unterrichtetseinkönnende sagen, im Lande; so vermindert dies die Geldmassa im Lande nicht, oder, sie verschuldet den Geldmangel des Landes nicht.

Gehen nun gleich für uns Sachsen, Geldabschlag und Silbersteuer, Hand in Hand; so muß ich doch darauf verzichten, Beide unsern Blicken vorzuführen. Ich verzichte auf eine jede weitere Betrachtung und Beurtheilung der Silbersteuer auf uns Sachsen, da ich jede Mißdeutung zu vermeiden habe und mir viel daran gelegen ist, das Nothwendige als Nothwendigkeit erkannt und als Nothwendigkeit getragen zu sehen. Brächte ich daher zur Sprache, daß die unverhältnißmäßige Steuerquota, welche den Sachsen aufgebürdet ist, für sie eine fortfließende Ursache eines unter ihnen immer sich vergrößernden Geldmangels wäre, so könnte eine solche Betrachtung nur die Unwilligkeit steigern sie ferner zu tragen, ohne daß ihnen in der Sache selbst ein Heller abgenommen würde. Steuern zu reguliren ist Sache des Landtages und der gemeinsamen, zwischen Land und Fürst getheilten, Gesetzgebung. Heil uns, daß dieser Gegenstand nicht auf den Markalkongregationen, sondern auf dem Landtag entschieden wird, wo des Adels Blüte, an Weisheit und Humanität, immer reicher, darein zu reden hat, welcher wohl weiß, daß Staatszwecke Staatsmittel erheischen, und das

Geben die Bedingung des Nehmens ist, eine Ernte aber ohne Saat nicht sein kann. Bliebe aber auch dasselbe Quantum uns Sachsen zugetheilet, was wir jetzt tragen — darob würde ich Einer nicht murren — wenn nur die anderen Landesbewohner zu einer gleichmäßigeren Steuerlast verhalten würden. Ohnstreitig wäre daß für dies ganze Land eine nützliche Vermehrung der Staatsmittel, deren Verwendung zum allgemeinen Landeswohle — auch uns zu gute käme. Eine Besteurung aller Landesbewohner liegt als Anspruch einer Pflicht an jeden, der sich zum Landeskinde zählet: eine gleichartige, der sächsischen Kontribution gleichmäßige Besteurung ist eine Forderung der Gerechtigkeit, deren Stimme wohl überhört, aber nicht unterdrückt werden kann. Eine Erhöhung der Landessteuer der Nichtsachsen kommt aber uns nicht nur als Landesbewohnern überhaupt, sondern auch als Sachsen insbesondere zu gute, da wir dermalen, als die Höchstbesteuerten, in Fruchtpreisen und sonstigen Erzeugnissen mit den andern Landesbewohnern schwerer konkurriren können, die keine oder eine geringere tragen, als es dann der Fall sein wird, wenn wir mit den andern, unter gleichen Bedingungen arbeiten, kaufen und verkaufen.

Weil ich aber einmal des Geldabschlags und der Silbersteuer zusammen erwähnet habe; so kann ich nicht umhin über beide noch nur dieses Wenige zu sagen. Mit dem Geldabschlag rettete sich Oestreich, als Staat, das Leben: durch die Silbersteuer sicherte sich der gerettete Staat die Entfaltung seines innern Lebens. Reuet uns doch im gemeinen Leben das Geld nicht, das wir dem Arzte zahlen, wenn er uns ein werthes Haupt am Leben erhielt — wie sollte uns die Summe reuen, durch die Oestreich seine Existenz im Kampfe mit der französischen Revolution bewahrte? — Der Geldabschlag war nur eine natürliche Folge der vorausgegangenen ungeheuren und unvermeidlichen Kriegsunkosten. Wie dieses nur nach und nach gekommen und geworden, ist uns Lebenden zwar noch Allen erinnerlich, und wir Siebenbürger, von der Kriegsfackel unberäuchert und unverbrannt, können Gott nicht genug danken, daß unser Land, noch so leichten Kaufes, in diesem großen und allgemeinen Kriege, von feindlichen Scharen unbesucht, davon gekommen ist.

Unverständige Leute zerbrechen sich unnöthig die Köpfe mit allerhand Muthmaßungen, wohin sich wohl das liebe Geld verkröche: oft ist es lächerlich, noch öfter ärgerlich anhören zu müssen, was man nicht alles ersinnen kann, um sich den fühlbaren Geldmangel zu erklären. Will mich der geneigte Leser auf dem Wege der Entdeckung, wenn auch nur als Nothstecken gebrauchen, so hoffe ich auf dem natürlichen Wege der Geschichte zur Erklärung des Geldmangels zu gelangen, ohne zu Hypothesen oder zu Verdächtigungen unsere Zuflucht nehmen zu müssen. Hiebei wird es nöthig sein, einige wenige Betrachtungen über die Entstehung und Natur des Papiergeldes anzustellen; dann wollen wir einige Rücksicht auf dessen Einwirkung auf Kredit und Rechtspflege nehmen und endlich den Einfluß dieser Zeiterscheinung auf Humanität, in wenigen, aber naturtreuen Umrissen, schildern.

Papiergeld.

Als am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der römische Kaiser, Franz der Zweite, mit dem wühlerischen Frankreich zu ringen begann, kam die, schon unter der glorreichen Kaiserin Maria Theresia begonnene Maßregel, Papiergeld in Umlauf zu setzen, zu einer weiteren Ausdehnung. Der Glaube oder Kredit in die Gewährleistung der Wiener Stadt Bankozettel war so grenzenlos, daß man anfangs, um nur davon zu bekommen, noch Aufgeld zahlte. Das neue Geld wußte sich durch leichtes Gewicht und geringen Umfang, in den es zusammengelegt werden konnte, so einzuschmeicheln, daß, ohne Zwangsmaßregeln, wie durch Trödlerei und Zauberkünste, Zwanziger, Thaler und Dukaten verschwanden, und unversehends nur Papiergeld allein zu sehen war. Die Geldsäcke und Geldbeutel kamen außer Brauch: die Zeit ward Mutter der Brieftaschen. Ganz natürlich! denn man konnte ein ungeheures Geld in einem engen Raume meilenweit und unbemerkt tragen, ohne weder zu schwitzen, noch von der Geldkatze an den Hüften wund gerieben zu werden.

Woher rührte aber die Ueberschwemmung des Papiergeldes? — Es bewirkte dessen große Vermehrung nicht etwa die Meinung von den Vorzügen des Papiergeldes, oder ir-

gend ein Vortheil oder Nachtheil einer Finanzoperation, sondern — die Noth. Denn der Kämpf mit den rothen Mützen am Rhein, denen man sie mit etlichen Pfund Pulvers von den Köpfen wegzublasen vermeint hatte — zog sich in die Länge. Ward auch eine Strecke von den Ohnehosen gesäubert, so strömte aus dem Innern des Landes eine neue Schar hervor, und stellte sich todverachtend den legitimen Donnerschlünden entgegen. Dieser herkulische Kampf mit dem Drachen, der in Aufregung begonnen und in möglichster Erbitterung geführt wurde, kostete Oestreich Millionen. Kaiser Franz II., der zum letztenmale die Krone Roms auf seinem Haupte trug, that für das römische Reich sein Aeußerstes — aber die Glieder dieses Reiches versäumten desto mehr und häufiger ihre Pflicht. Die Reichsarmee erschien gewöhnlich zu spät im Felde, und lief zu bald auseinander. Am Reichskörper war nun der Kopf gesund und seines Willens Herr und Meister. Daher trug diese ungeheuren Kosten Oestreich beinahe allein — das Erzherzogthum fürs Kaiserthum! Nur selten gelang es auf Feindeskosten zu leben, auch scheute man sich etwa dadurch die Erbitterung in der feindlichen Bevölkerung zu steigern: im Lande der Freunde und Verbündeten ward natürlich jedes Ei bezahlt. Oestreichisches Papiergeld galt in der Fremde nichts — man lösete also zu Hause Silber und Gold damit ein, und bezahlte mit dem heimischen Edelmetalle die Bedürfnisse der entfernten Armee. Endlich schien für die Sühne der Anverwandschaft, für Rächung des Königsmordes Blut genug geflossen zu sein. Die Hände waren müde: man hätte die Schwerter gerne in die Scheide gesteckt, wenn nicht von Franzosen über Staat und Thronrecht solche Grundsätze auf die Bahn gebracht worden wären, die man, wenn nicht anders, mitsammt den Köpfen, die sie ausgeheckt, vertilgen zu müssen glaubte. Dieser Kampf um Grundsätze (Principien) hatte neue Wechselfälle — endlich ward er zu einer Lebensfrage, zur bedenklichen Entscheidung über Hamlets Worte: Sein oder Nichtsein! Diesemnach befriedigte die erste Auflage der Bankozettel die großen Bedürfnisse nicht. Es mußten also diese langen, oder vom Volke sogenannten schwarzen Zettel wieder und wieder vermehrt werden, nicht sowohl nach der Zahlfähigkeit, als nach dem Drang der Umstände und Nothwendigkeit. Hat die

Mähr das Volk etwa erfunden, oder ist es sonst Thatsache, genug die Leute erzählen sich: Napoleon habe, bei seinen zweimaligen Besuchen Wiens — Bankozettel fuderweise machen lassen. Gab dieser Mann sich etwa zur Falschmünzerei einmal her, so ist kein Zweifel, er werde auch dies, wie Alles, was er ergriff, ins Große getrieben haben. Sei nun dem, wie ihm wolle — es gab Papier die Hülle und Fülle.

Papiergeld ist aber bloßes Tauschmittel, ohne Werth an sich; es hat nur einen ihm beigelegten Preis, inwieweit die öffentliche Meinuug, der Kredit, ihm einen solchen beilegt. Nur insoweit dieser Kredit dem Papier einen Werth beilegt, hat es eine Geltuug, oder — ist Geld. — Wir Inländer erblicken freilich im Papiergelde immer Geld, und thun auch Recht daran, denn, wenn es auch nicht auf unsern Namen ausgestellt ist, so haben wir, als Staatsangehörige doch die Bürgschaft für die Schuldleistung und es kann daher auch nicht anders sein', als, daß wir es gelten lassen, als Geld, und zwar als unser Geld, als gegenseitiges Tauschmittel. Die Ausländer, wo Geld mit innerem Werth, Metallgeld, umlief, betrachteten das Papiergeld nur als Wechsel, und legten diesen Wechseln eines fremden Staates nur einen freiwilligen Werth bei, wie den Wechseln eines sonstigen Schuldners und Privaten. Denn der Staat, der Papiergeld in Umlauf setzte, zahlte zwar seine inländischen Ausgaben und Besoldungen nur in Papiergeld, aber es kam bald die Zeit, daß er auch die gesammte Steuer nur in Papiergeld erhielt. Mit dieser papiernen Steuer konnte im Kriege keine einzige Vorspann im Auslande gezahlet werden. Der Staat, des baaren Geldes ledig, mußte sich also um Metallgeld bei denen umsehen, die dessen zu leihen hatten. Diese standen nun dem Staate nicht als Unterthanen, sondern als Gläubiger gegenüber. Sie gaben, und gaben nicht, nur wann und wie sie wollten. Es mußten ihnen rechtsichere Schuldscheine ausgestellt und Procente gezahlet werden. Wollte der Staat Geld borgen, wie er wohl mußte, so fanden es die Geldverleiher und Staatsgläubiger nur ganz in der Ordnung, daß sich der Staat über die Zahlfähigkeit auswies, oder über seine Möghaftigkeit die ausgestellten Schuldscheine einst auch mit Baarem einlösen zu können. Je mehr nun der Staat in Schulden versunken war, je mehr überhaupt auch der Bestand des

Staates selbst oft in Frage gestellt war — je trüber waren die Aussichten auf einstige Tilgung. Die Noth des Staates einerseits und die kaltblütige Berechnung der Geldleute andererseits stellten dieses ganze Geschäft der Staatsanlehen, das unter dem Donner der Kanonen geschlossen ward, außerhalb der Beschränkung à 6 pro Cento. Es mußte Geld herbeigeschafft werden, unter schweren, was sage ich? unter allen Bedingungen. Ein Abzug der Interessen von vornherein ist doch eine verletzende Sache — aber man mußte sich auch dieses gefallen lassen, da die Gläubiger hierinnen gewissermaßen eine Schadloshaltung erblicken für die Unsicherheit des ganzen Darlehns. Hat auch das durch seine Redlichkeit berühmte Oestreich seine Anlehen beinahe unter allen Staaten am billigsten zu Stande bringen können, so drückte doch der Umstand, daß es bereits eine große Schuldenlast trug, nachtheilig auf die Abschließung jedes neuen Geldgeschäftes. Denn die Geldleute sind, mit Unrecht nicht — im Rufe das Einmaleins zu verstehen und brachten mit in Anschlag, daß der Staat in den vervielfältigten Bankozetteln mehr auf sich ausgestellt habe, als daß er sie sobald baar einlösen könnte, wie er bei der Ausstellung geglaubt und angelobt hatte. Das Papiergeld bekam also Kurs d. h. die Meinung von der theilweisen Unfähigkeit des Staates seine Wechsel ganz zu honoriren — maß dem östreichischen Papiergulden nur so viel Werth bei, als man diese Zahlfähigkeit im Allgemeinen abschätzte und abschlug. Mit anderen Worten: Die Ziffer des Kurses drückt eben nur das Verhältniß aus, in welchem der Glaube oder der Kredit an die Einlösung des Papiergeldes steht, oder: das Verhältniß, in welchem das Papiergeld zur klingenden Münze des Schuldners steht; oder, weil der Staat, als Gläubiger, früher oder später immer zahlen kann, wenn er will, so ist der Kurs auch soviel, als die gute Meinung, die man von der Moralität und Gewissenhaftigkeit einer Regierung hat, ausgedrückt in einem Bruche, weil die Noth auch auf den besten Willen Einfluß hat. Der Nenner dieses Bruches ist gleich der Summe der ganzen Schuld, den Zähler setzt der Kredit, nach seinem Ermessen, und unabhängig von der Beistimmung des Schuldners, obenan.

Geldabschlag.

Als der Staat Papier als Geld ausgab, nahm er dafür Geld in Gold und Silber ein. Wie viel Gold und Silber eingetauscht ward, so viel stand, als Anerkennung des Empfanges, auf dem Zettel gedruckt. Kurz gesagt: Papiergeld sind Schuldscheine, worauf der Staat so und soviel dem schuldig zu sein anerkennt, der sie in Händen hat, und welche er nach Frist oder sogleich zu zahlen, d. h. mit Metallgeld einzulösen verspricht. Wie nun die Ehrlichkeit selber durch die unerforschlichen Wege Gottes, beim besten Willen, außer Stand gesetzt werden kann, seine Wechsel in gleicher Ziffer, wie sie darin lautet, einzulösen, so ist es vielen Staaten, so ist es auch dem ehrlichen Oestreich ergangen. Die Kriege mit ihrer Ausrüstung, Führung, Unterhandlungen und theilweisen Bußen — gegen ein Volk geführt, das seine Glocken in die Präge schickte, das alle Adelsgüter in Beschlag nahm, alle Besitzungen der Kirchen und Klöster für gute Beute erklärte, hatte den östreichischen Kredit dahin gebracht, daß der Kurs auf 500 pro Cento fiel. Im Jänner 1799 stand er noch 103, stieg und fiel, bis er im Oktober 1810 auf 500 sich setzte und stehen blieb. Was besagen diese Zahlen? Es ist gesagt worden, der Kurs sei ein Bruch, dessen Nenner die Schuldsumme bilde und den Zähler der Kredit. Also was ist der Kurs von 500? = Die Schuld beträgt 500 und der Kredit ist 100. Also: die Staatspapiere sind werth: $\frac{100}{500} = \frac{1}{5}$ ihres Nennwerthes. Der erschöpfte Staatsschatz, außer Stande die g a n z e Schuldsumme, oder dermalen $\frac{5}{5}$ zu zahlen, erbot sich im Finanzpatent vom 20. Hornung oder 13. März 1811 zu einem Fünftel. Demzufolge fiel der Nennwerth eines Bankogulden von 60 kr. auf $\frac{1}{5}$ oder auf $\frac{60}{5}$ = 12 kr. herab. Hiedurch entledigte sich der bedrängte Staat an jedem Gulden um 48 Kreuzer, und blieb noch nur 12 kr. schuldig. Das neue Papiergeld, womit man den noch übriggebliebenen fünften Theil der Schuldsumme einzulösen beabsichtigte, hießen deswegen E i n l ö s u n g s s c h e i n e. Man schätzte nämlich das noch zur Verfügung stehende baare Geld, oder des Staates Zahlfähigkeit, dem noch zu zahlenden Fünftel gleich. Der Berechnung nach sollte kein

neuer Kurs entstehen. Der Nennwerth der Einlösungsscheine sollte dem Nenn- und Innwerthe der Konventionsmünze vollkommen gleichen. Es wäre dieses auch sicherlich der Fall gewesen, — am friedfertigen Oestreich lag die Schuld nicht — allein der Corse gab keine Ruhe. Neue, noch furchtbarere Kriegszurüstungen nöthigten zu neuen Ausgaben. Der Staat, der alle Anstalten getroffen, seine Schulden zu zahlen, mußte seine Mittel hiezu, um den Krieg führen zu können, hergeben — er mußte! Hannibal war vor den Thoren. Der Kredit ward aufs neue erschüttert: die kaum ausgegebenen Einlösungsscheine bekamen wieder Kurs. Um sich zu überzeugen, wie viele falsche Einlösungsscheine, zur bewußten Anzahl der ausgegebenen gerechnet, etwa im Umlaufe seien, oder im Ganzen ausmachten, oder aus andern Gründen, die hier als begründetere Muthmaßung anzuführen zu weitläufig wäre — genug, es ward ein neues Papiergeld geliefert; das durch seinen Namen: Anticipationsscheine, die Absicht seiner Erschaffung an der Stirne trug, nämlich: der Einwechslung oder Einlösung gegen Silber nur wenige Schritte vorausgehen zu wollen. Wie sehr auch der Kredit dieses neuen Papiergeldes schwankte — da schon Aussicht auf Krieg dem Papiergeldwerth entgegenwirkt — sie behielten ihren Werth als Stellvertreter der Einlösungsscheine. Denn es gelang der Nationalbank das Ansehen des östreichischen Geldes auf 250 zu bringen, d. h. der Kurs, der sich auch über 250 % auszudehnen anfing, verbesserte sich so, daß man um 100 Silbergulden oder Banknoten nicht mehr, als 250 Gulden in Einlösungs- oder Anticipationsscheinen zu geben brauchte. Dieser Kurs steht nun seit geraumer Zeit eisenfest. Wie also seit Erschaffung der Banknoten der Kurs unverändert, nämlich $\frac{100}{250}$ lautet, so gibt man also jetzt für 100 Konventionsgulden eine gleiche Summe von Banknoten, oder 250 fl. in Einlösungsscheinen oder Anticipationsscheinen, oder, was eben so viel heißt: für jedes Stück Silber- oder Bankgeld zwei und ein halb mal so viel sonstiges Papiergeld, oder für einen Silbergulden in Papiergeld 2,5 oder 2 fl. 30 kr. W. W. Diese wenigen und oberflächlichen Auseinandersetzungen der Entstehung und Vermehrung des Papiergeldes können für unseren beschränkten Zweck, den **Geldmangel** zu erklären, als genügend betrachtet werden.

An der Wahrheit dieser angeführten Thatsachen läßt sich nicht zweifeln; theils steht das Gedächtniß von Millionen Menschen zum Zeugnisse darüber bereit: theils sind die, von Kanzeln und in Rathsstuben bekanntgegebenen Allerhöchsten Verordnungen hierüber in tausend Aktensammlungen Jedem zur Einsicht und Ueberzeugung bei Wege. Wir wollen nun unserem Zwecke gemäß, so wie es auch von uns bereits versprochen worden ist, in den ferneren Zeilen den Einfluß betrachten, den diese geschichtlichen Geldverwandlungen in verschiedenen Beziehungen auf uns geäußert haben. Denn hiedurch erst gewinnen wir denjenigen Standpunkt, von dem aus, mit einigem Gewinn, auf die Entstehung und die Folgen des Geldmangels gesehen werden kann.

Um aber die Veränderungen, welche der Geldabschlag auf unsere Vermögensumstände im Großen und insgesammt herbeiführte, anschaulicher zu machen; wollen wir zu einem Beispiele für alle Einzelnen einen Kapitalisten von 1000 fl. K. M. wählen, der zu Anfang der französischen Revolution nicht mehr und nicht minder in seinem baaren Vermögen besitzet. Wollte er diese 1000 fl. nicht als todtes Geld im Kasten verschlossen behalten, sondern sie, in welchem Verkehr immer, in Thätigkeit setzen, so verwandelten sich die 1000 fl. Silbergeld durch die Einführung des Papiergeldes in 1000 fl. Bankozettel, oder Papiergeld erster Art. Nach dem Finanzpatent vom 20. Hornung oder 13. März 1811 fiel das Papiergeld, aus den im Vorangehenden angegebenen Kriegsnothwendigkeiten, auf den fünften Theil seines Nennwerthes herab. Es sind aber $\frac{1000}{5} = 200$ fl. Die ursprünglichen 1000 fl. Konventionsmünze schmolzen also auf 200 fl. K. M. herab, nur der Hoffnung nach. Denn in der That war es nicht Silbergeld, was durch Entstehung eines neuen Kurses im Verlauf fortwährender Kriegsunruhen bald zum Augenscheine ward. Der Kurs, oder die Verhältnißbestimmung zwischen der Schuldsumme und dem Kredit, fiel zusehends. Diesen Schwankungen setzte endlich die Begründung, die Festigkeit und eigenthümliche Beschaffenheit der östreichischen Nationalbank ein festes Ziel. Die Einlösungsscheine oder Anticipationsscheine kamen zu den Banknoten oder dem Silbergeld in das festgesetzte, und bis heute auch festgebliebene Verhältniß von 250 = 100. Nach diesem letzten Kurse von

250, muß man also, um 100 fl. K. M. zu erhalten, in Papiergeld 250 fl. bezahlen. Diesemnach bekommt unser angenommene Kapitalist für seine 200 fl. in Einlösungs- oder Anticipationsscheinen, in baarem oder Silbergeld 80 fl. Mithin ist unseres Kapitalisten angenommenes Vermögen von 1000 fl. K. M., ohne daß er einen Heller davon für sich, nöthiger- oder unnöthigerweise, herausgenommen hätte, auf 80 fl. K. M. herabgeschmolzen. Es kostet also der Kampf im Kriege mit der französischen Revolution diesen Kapitalisten 1000 fl. weniger 80 fl., also 920 fl. K. M. Will man dieses in pro Cento ausdrücken, so zahlte dieser Kapitalist, zur Führung dieses Krieges, 92 pro Cento, und es bleiben ihm von seinem Vermögen bloße 8 pro Cento, Da nun in diesem einen Beispiele die Erlebnisse und Begebnisse aller Kapitalisten inbegriffen sind, so ist es klar, daß aus der ursprünglichen Geldmassa 92 pro Cento verschwunden, und noch nur 8 pro Cento davon übriggeblieben sind. Drückt also das jetzt so häufig gebrauchte Wörtchen »der Geldmangel« die Bemerkung aus, daß dermalen weniger Geld, als vor und während der französischen Revolution im Umlaufe sei, so stellt sich die Verhältnißbestimmung zwischen dem übriggebliebenen und aufgeopferten Gelde in folgenden Zahlen aus, wie 8 = 92, oder wie 1 = 11½, oder, um den Bruch zu beseitigen, wie 2 = 23. Läßt man anderweitige Geldvermehrung außerhalb der Berechnung, und untersucht, als zweiten Fall, das Verhältniß zwischen dem übriggebliebenen und ursprünglichen ganzen Geldvermögen, so weist sich selbiges folgendermaßen aus. Es verhält sich das jetzige Geldquantum zum früheren ungeschmälerten Geldquantum wie 8 = 100, oder wie 1 = 12½, oder, um den Bruch zu beseitigen, wie 2 = 25. Es beträgt also, wenn die Berechnung richtig ist, und ohne daß man anderweitige Zu- oder Abflüsse von Geld in Anschlag bringt, unser dermaliges Geldvermögen nicht einmal den zwölften Theil von dem früheren, sondern es schwebt zwischen dem zwölften und dreizehnten Theile. Daß die Prägen in diesen 40 Jahren zur Vermehrung des Geldes ihren Antheil werden geliefert haben, ist wohl gewiß. Eine Andeutung auf ihre Thätigkeit kann nicht unterlassen werden, wenn auch eine nähere Angabe ihrer Wirksamkeit hierinnen dem Ver-

fasser nachgesehen werden muß, da er sich außer Stande erklärt solche aus Mangel an Einsicht, liefern zu können.

Wirthschaftsart.

Hoffentlich wird Niemand so unbillig sein, und mir anmuthen, die Folgen alle, welche sich aus dieser Geldveränderung und resp. Geldverminderung in den Kreis des täglichen Lebens gestellt haben, anzugeben. Einer solchen Anmuthung dürfte ich, auch könnte ich nicht Genüge leisten. Die wichtigeren Einflüsse dieses Geldabschlages auf die Lebensverhältnisse der Gesellschaft will ich aber gerne, so weit ich es vermag, dem Auge des Lesers als flüchtiges Schattenspiel an der Wand, vorüberführen.

Nehmen wir Lebende uns zuerst. Wir sind schlechte Wirthe geworden, aus zwei Gründen:

Das viele Geld und großen die Summen, die in der Zeit der Bankozettel, man wußte selbst nicht wie, in aller Hände kamen, haben uns erstens über den vielen Gulden den einzelnen Kreuzer verachten gelehret. Gab es doch damals Uebermüthige, die sich die Tabakspfeife mit Zetteln anzündeten! Vors zweite: Welchen Handel man auch damals immer ergriff, niemals hörte man von einer Einbuße. Jede Unternehmung gelang. Wie so? — Durch die immerfort zunehmende Vermehrung des Papiergeldes stieg jeder Artikel im Preise von Tag zu Tag. Was man heute kaufte, konnte man morgen mit Nutzen wieder verkaufen. Der Schuster gewann am angeschafften Leder auf der Heimreise, in der Truhe, ehe er es noch zuschnitt — mehr, als er jetzt durch Fleiß und Mühe daraus erhält. Denn geht der Verkehr und das Gewerbe im ordentlichen Gleise, so soll der Profit im Arbeitslohne stecken. Kaufte man auch theuer ein, eines noch theureren Verkaufes des Materiales im verarbeiteten Zustande war man immerfort sicher. Das heißt der Meister x, y, z erhielt nicht nur einen von Tag zu Tag höhersteigenden Arbeitspreis, sondern auch das angekaufte Materiale stieg, während der Arbeit, also im Preise, daß ihm noch ein zweiter Profit, als Handelsmann mit dem Materiale zufiel. Diese Vermehrung des Nennwerthes fand in allen Verkehrsgegenständen Statt. Alles stürzte sich daher in Spekulatio-

nen. So ging es in einem fort bis zu den Hungerjahren 1815, 1816 und 1817. Hier trat ein merkwürdiger Wendepunkt ein. Der Wein aus dem Jahre 1811 war bis auf 22—24 fl. gestiegen: ein Paar Stiefel auf englische Wichs und ein feiner Studentenwichser kostete 70 fl.: das Siebenbürger Viertel *) Kukurutz 12 fl., und der Weizen 14 fl. W. W. u. s. w. Unsere Nachkommen werden es kaum glauben, und uns Aeltere, wenn wir solches erzählen, nur um der grauen Haare willen, der Aufschneiderei nicht zeihen. Dieses viele Geld, und das damit in Verbindung stehende Glücksspiel in den Spekulationen und Unternehmungen aller Art brachte die Leute um den Verstand und die Besinnung, und es bedurfte der Hungerjahre, als von Gott angeordnete Fastenmandate, um die Leute wieder auf die Füße zu stellen. Dadurch, daß Hunger und Noth uns das benöthigte Sturzbad auf die Köpfe goß, kamen wir aus der Täuschung heraus, als ob diese 70 fl. auch wirklich 70 fl. seien. Die damaligen 70 Gulden, die man damals um ein Paar Stiefel gab, waren doch auch nicht mehr werth, als eben das Paar Stiefel. Die französischen Assignaten von 100 Franken, mit denen man zu einer gewissen Zeit in Frankreich kaum eine Bouteille guten Weines sich anschaffen konnte, waren dort ja auch nicht frühere 100 Franken werth, sondern hatten nur

*) Nimmt man das Siebenbürger Viertel netto zu 16 Siebenbürger Maßen an, wie es auch nicht anders anzunehmen ist; (Siebenbürgen hat aber für trockne und flüssige Gegenstände nur eine und dieselbe Maß, oder Achtel auch genannt) so betragen diese 16 Siebenbürger Maße eben so viele Wiener Flüssigkeitsmaße, (Wien hat für die trocknen Gegenstände eine andere Messungsmaß, und diese ist nur eine gedachte, also sogenannte erdichtete Maß), aber von den erdichteten Wiener trocknen Maßen nur 15. Das Siebenbürger Viertel ist also um 5⅓ Wiener Flüssigkeitsmaße, oder überhaupt 5⅓ Siebenbürger Maße kleiner als ½ Wiener Metzen. Nimmt man freilich 1 Siebenbürger Maß größer, als $\frac{1}{16}$ von einem Siebenbürger Viertel an, so kann man jeden Fehler rechtfertigen. Wahr bleibt aber doch wahr, und zu dieser Wahrheit zähle ich auch, daß 1 Siebenbürger Viertel nichts mehr als 16 Maße ausmache, daß mithin 1 Siebenbürger Maß nicht mehr und nicht weniger betrage als $\frac{1}{16}$ von einem Viertel.

die Tauschkraft gegen eine Bouteille Weins. Der Nennwerth, oder die Aufschrift des Tauschmittels hatte die Köpfe verwirrt. Der Werth aber eines Tauschmittels ohne inneren Werth, wie derselben eines das Papiergeld ist, besteht nicht in seiner Benennung oder seinem Nennwerthe, sondern in seiner Tauschkraft, im Kredit. Denn, Alles sonst gleich gesetzt, gründet sich die einzig richtige Schätzung des Papiergeldes immer nur auf die Rückführung und Beziehung auf den Metallwerth, als das sicherste und allgemeinste, in sich selbst Bürgschaft tragende, Tauschmittel. Wir nun — gewöhnt an vieles Geld und große Summen, haben die Umstände und Verhältnisse außer Acht gelassen, daß durch den Geldabschlag und die spätere Einführung der Banknoten um ein Bedeutendes die Anzahl der Tauschmittel vermindert worden ist. Gesetzt nun, es wären die zu vertauschenden Gegenstände in der Anzahl dermalen nicht weniger, als zuvor — hingegen, es hätten sich die Mittel zur Bewerkstelligung des Vertauschens, wie es auch wirklich der Fall ist, vermindert; so liegt doch das als Wahrheit auf der Hand, daß der Tausch dieser zu vertauschenden Mittel nur durch die vorhandenen Tauschmittel (= Geld) bewerkstelliget werden müsse und könne, d. h. für dieselbe Menge von Tauschgegenständen können nur wenigere Tauschmittel gegeben werden; oder, da das Geld theuer ist, so sind die Gegenstände des Tausches, die Waare, wohlfeil. Ist es der umgekehrte Fall, wie es früher war, ist vieles Geld als Tauschmittel vorhanden, und die Menge und Beschaffenheit der Waaren sich demohnerachtet gleich, so muß man vieles Geld als Tauschmittel für dieselben Waaren geben; es heißt alsdann, die Waaren oder Verkaufsgegenstände sind theuer, was doch im Grunde nur so viel heißen kann, als das Geld ist wohlfeil, oder in Menge.

Ein ganz anderer Fall ist es freilich, wenn die Verkaufsgegenstände seltener sind. Diese Seltenheit kann eintreten, theils wenn viel Geld im Umlaufe ist, theils wenn weniges Geld im Umlaufe ist. In beiden Fällen muß mehr Geld für den Eintausch der wenigeren Gegenstände gegeben werden. Denn das Geld, als Tauschmittel, steht mit seiner Massa mit der Massa der Tauschgegenstände immer auf dem Punkte der Ausgleichung. Jedoch würde man sich gewaltig irren, wollte man das Geld blos als Faktor des Kaufes und nicht auch

zugleich als Produkt des Verkaufes betrachten. Denn es gibt keinen Verkäufer, der nicht auch ein Käufer wäre, so wie sich kein Käufer denken läßt, in dessen Geld nicht auch der Verkauf eingewirkt hätte. Nur muß hier Verkauf so viel bedeuten, als Erwerbsart. Hieher gehörte nun das Kapitel vom Bedürfniß, der Aussicht, das Ausland, Charakter der Bevölkerung u. s. w. u. s. w. Ich mache mich aber in eine Untersuchung hinein, die mir viele Anstrengung und dem Leser, der Mehrheit nach genommen, eben so viele Langeweile machen würde. Darum nur geschwind mit dem Licht unter den Scheffel, und schnell wieder zur Verwöhnung des Zeitalters nur große Summen für vieles Geld zu halten. Ich kann mir es aber doch nicht versagen, um diese meine Rüge besser zu begründen und anschaulicher zu machen, eine Insel zum Beispiele für meine Zurechtweisung für Geldverhältnisse vorzuführen. Gesetzt, auf einer Insel cirkulirten eine Million Gulden, so heißt dies doch nichts anders, als mit dieser Million Gulden wird der Tausch aller Gegenstände zwischen den Einwohnern vermittelt. Wäre diese Insel abgeschnitten von allem Weltverkehre, so müßte man sagen, diese Million Gulden repräsentirten das Vermögen der ganzen Insel, oder, die Inhaber des Geldes hätten die gesammten Mittel alles Vorhandene zu kaufen in den Händen. Blieben die Verkaufsgegenstände der Menge und Güte nach in allen Beziehungen sich gleich, so würde auf dieser Insel ein ewiger gleichmäßiger Tarif Statt finden, was allerdings nur gedacht werden kann. Brächte allenfalls ein gescheitertes Schiff nichts anders ans Ufer, als neuerdings eine andere Million Gulden in die Hände der Bewohner in demselben Verhältnisse, wie sie das Geld vor der Strandung des Schiffes bereits hätten, so würde für dieselbe Waare, über kurz oder lang, das doppelte Geld gezahlet werden müssen. Nehmen wir nun aber auch den entgegengesetzten Fall, es scheitere nicht nur kein Schiff mit einer Million an Bord am Ufer dieses Gedankeneilandes, sondern es gingen auch sogar durch irgend einen Zufall von der 1,000000 Gulden 500,000 verloren; so müßte mit den halben Tauschmitteln, wenn der Verlust gleichmäßig jeden nach seinem vorigen Besitz betroffen hätte, fernerhin derselbe Verkehr getrieben werden. Und was könnte hierin wohl für eine andere Folge in Betreff des Handelsverkehrs erwartet werden, als

daß man mit dem halben Gelde künftig dieselbe Waare kaufen würde, die man früher mit dem ganzen kaufte. Kaufte man, als im Lande noch nur 1 Million Gulden umlief, ein Paar Stiefel um 1 Dukaten, so gelten sie, als das Geldschiff strandete, natürlich 2 Dukaten, oder, als die Hälfte der Tauschmittel verloren ging, dasselbe Paar Stiefel um ½ Dukaten. In allen drei angenommenen Fällen kann für die Insel, als Gesammtheit betrachtet, weder von einem Glück, oder von einem Unglück die Rede, vernünftigermaßen sein, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß diese Zufälle für einzelne Klassen und Individuen Vortheile oder Nachtheile mit sich führen können. Nun weiß ich zwar wohl, daß Siebenbürgen keine Insel ist, wie solches einstimmig alle Geographen bestimmen, aber unsere gesammte Erde ist eine Insel, die Geldfabriken sind die strandenden Schiffe und alle Umstände, welche das Geld dem Umlaufe entziehen, sind derjenige Zufall, von dem oben die Rede war.

War nun für den östreichischen Staat die große Vermehrung der Tauschmittel ein solches strandende Geldschiff, und hinwieder die Einführung der Banknoten ein Mittel der Verminderung der Tauschmittel; so dürfen wir uns bei dieser Fluth und Ebbe von Geld nur über uns selbst beklagen, wenn wir der veränderten Zeit nicht wahrnehmen, und den Gulden immer als Gulden betrachten. Es verräth unsererseits Mangel an Einsicht und Mangel an Fügsamkeit in die Umstände, wenn wir, bei aller Rechenkunst, in die uns die Kurse doch hätten einführen sollen, nicht einmal das gelernt haben, daß 80 Konventions-Gulden jetzt so viele Tauschkraft besitzen, als Anno 1811 1000 fl. Banknoten. Wir müssen den Irrthum aufgeben das Geld nach seinem Nennwerth zu schätzen, und das Faktische an ihm, die Tauschkraft, in Erwägung ziehen. Es bleibt uns also in dieser Rechenwelt die Aufgabe hinfort das wenigere Geld, das wir jetzt besitzen in gleichen Ehren zu halten als vorhin das viele oder mehrere Geld. Diese diätetische, wenn man will homöopathische, Lebensart haben wir nicht nur im Kaufe, sondern auch im Verkaufe zu befolgen. Es ist eine Einseitigkeit in homöopathischen Preisen ankaufen, und in allopathischen Preisen verkaufen zu wollen. Jetzt ist die Homöopathie des Geldes im Flor! Bei unserem zweisystemigen Leben kommt nichts Gutes heraus. Es zerreißt den Frieden der Seelen, oder ihre

Gesundheit. Freilich fällt es uns schwer, und die Nachtheile dieser unserer Unfügsamkeit sind offenbar in der allgemeinen schlechten Wirthschaft. Mit unserm Erwerb stehn wir auf dem Boden der Gegenwart, die eine geldärmere ist, mit unserm Verbrauch auf dem Boden der Vergangenheit, die das Geld vollauf hatte. Vergangen ist vergangen, wer leben will, muß sich in die Zeiten schicken.

Gläubigerschaft.

Nehmen wir nun die Verhältnisse der Gläubigerschaft zur Hand. Wir können sie nicht umgehen. Die Schuldherrn verloren durch den Geldabschlag oder die Devalvationen eben so viel, als die Schuldner dadurch gewannen. Wer 1000 fl. K. M. vor dem französischen Kriege ausborgte, gab dieses Darlehn seinem Schuldner in Gold oder Silber: ließ derselbe diese Summe immerfort, als Darlehn ausstehen, ohne die Münzsorte angegeben zu haben, in welcher die Auszahlung geschehen müsse und erhielt nun in neuester Zeit sein Obligo ausgezahlt, so bekam er dafür nur 80 fl. Die Skala ist zwar hier vermittelnd eingetreten, aber nur in so weit, als sie es vermochte. Der Kapitalist büßte als Schuldherr eben so gut 92 % ein, als der Schuldner diese 92 % profitirte. Der Kapitalist bekam 8 pro Cento, weil der Schuldner nicht mehr zu zahlen brauchte, um alles bezahlet zu haben. Hiedurch werden Berge geebnet und Thäler ausgefüllt. Geldreichthum und Geldarmuth rückte sich um 92 pro Cento näher! Waren sie bisher 100 Schritte auseinander; jetzt trennten sie nur noch 8 Schritte. Solche Erlebnisse und Erfahrungen gehen für die Gemüther der Menschen nicht verloren. Die Gläubiger, durch so bedeutende Verluste gewitziget, kamen klüger vom Rathhaus herunter. Sie meinten nun weiser zu handeln, wenn sie den Wrak des gescheiterten Schiffes lieber unthätig im Hafen liegen ließen, als noch einmal, vom Sirenengesang der Interessen verlockt, auf die offne See sich zu wagen, aus der sie nur eben jetzt auf einem Brete ans Ufer gespült worden waren. Gläubiger konnte man sie, bei dieser ihrer Gemüthsstimmung, am wenigsten nennen; denn sie schenkten gar keinen Glauben mehr, oder waren total Ungläubige. Sie glaubten nur sich, dem Geld in der

eigenen Hand. Dieses Erlebniß erzeugte also einerseits eine Geldliebe, die sich von ihrem Geld nicht trennen mochte, einen Kultus des Metalles, einen Götzendienst des Metalles. Die Schuldner hingegen, die mit 8 fl. sage 100 fl. gezahlt hatten, ohne ein anderes verdienst, als sich sorglos den Wellen der Zeit überlassen zu haben, gewahrten in dem Zufall und dem Leichtsinn das beste Zahlungsmittel, und es erzeugte dieses Ergebniß in ihnen, die Geldverschätzung, die Goldverachtung, einen Kultus des Papieres, des Scheines. Während also die Geldbesitzer an ihre Kästen 7 Schlösser legten, und ihren Geldern ewige Gefangenschaft schworen, hatten die Geldbedürftigen keine wichtigere Angelegenheit, als auf Mittel und Kunststücke zu sinnen, als den Eingesperrten den Ausgang zu öffnen. Wer also Geld bedurfte, und deren gab es Viele, denn die eingebüßten 92 fl. des Schuldherrn kamen durch dessen Einbuße noch nicht in die Einnahme des Schuldners — mußte sein Glück mit Versprechungen versuchen, ein Netz, das eben so oft dazu dient den Schuldherrn wie den Schuldner zu fangen. Versprechungen waren ein guter Köder, nach der Natur des Fisches, den die Schuldner fangen wollten. Denn die personificirte Geldliebe sollte ja bethört werden. Auf diese Geldliebe ward also die Falle gestellt. Wir kommen auf den Vogelherd des Geldwuchers. Der Geldliebende ließ die Locktaube zwar lange girren, und diese girrte von Herzen und herzzerschmelzend. Der Gedanke an die Möglichkeit mit den 8 treugebliebenen Tauben, etwa die verlockten 92 wieder einzufangen, und in einen Schlag beisammen zu bekommen, that seine Wirkung endlich. Die schwersten Bedingnisse wurden dem künftigen Schuldner vorgeschlagen und von diesem angenommen. Auch mancher Ehrliche ward als Schuldherr zum Wucherer: denn seine Ansicht von den Schuldnern verkürzt worden zu sein, ließ ihn die Weltereignisse, mit denen er nicht hadern konnte, leicht übersehen, und überredete ihn am jetzigen Schuldner seinen Regreß zu suchen, da der Andere seinen Händen entsprungen war. Seien wir billig! Pflegen nicht auch wir, die wir doch alle den Wucher verdammen müssen aus innerer Nöthigung, darum eine gewisse Klasse von Menschen zu hassen, weil wir in dem Falle gewesen, daß uns einer oder der andere Mensch aus dieser Klasse einmal schnöde behandelte, betrog oder ins Unglück stürzte? — Freilich war

nicht immer diese psychologische Selbsttäuschung der tiefer liegende Grund zur Belebung und Entstehung des nun allgemeiner werdenden Wuchers: oft lag er schon im natürlichen Egoismus, der über dem Rechte für sein Wohl zu sorgen, die Pflicht gegen fremde Wohlfahrt außer Acht zu lassen pflegt. In diesem Kampf für Vergangenheit und Zukunft gestalteten sich die Schuldscheine zu waren Festungen, die mit allen ersinnlichen Schutz-, Trutz-, Verwahrungs- und Sicherheitsmitteln à la Vauban, umgeben wurden. Frühere Obligationen in rechtlicheren Zeiten so einfach, hatten nun über dem Hirschkoller ein Drahthemd, und darüber einen stählernen Küraß. O glückliche Zeit, wo die Obligationen in den Herzen die Kraft der Verbindlichkeit hatten, und die Schuldsumme nur deswegen aufgeschrieben ward, um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen! Diese Zeit, die so Vieles begraben hat, war letztlich in Vielen auch selber gestorben. Der Schuldner, uur jüngst bis an Hals verschuldet, und nun auf freiem Fuße, einer schweren Schuldenlast mit leichter Mühe los, nahm, leichtsinnig, wie er nun geworden, alle vorgeschlagenen Bedingungen, ohne lang darüber nachzudenken, an. Hypothek — Petschaft — Handschrift — Bürgschaft — Handschlag — Betheuerung — Schwur — Alles ward verlangt — Alles zugestanden. Vielleicht wären auch die Versprechungen alle eingehalten worden. Hart ist zwar das Wort unseres Herrn, daß ein Reicher so schwer in das Himmelreich eingehe, als ein Kameel durch ein Nadelöhr, aber was er über die Schuldner gedacht, ist uns nicht gesagt, denn für einen Schuldner scheint das Nadelöhr an einer Spehnadel zu suchen zu sein. Selbst der ehrliche Schuldner dieser Zeit bauete auf den Zufall. Am Himmel ließen sich keine Anzeigen einer Wetterveränderung merken. Glücken die Spekulationen künftig, wie bisher, so war die Hoffnung vorhanden das gegebene Wort halten zu können. Weil aber so ungewöhnliche Gewinnste, als sie hier zur Lösung des Wortes erforderlich waren, nicht gemacht werden konnten — so kamen die gewagtesten Unternehmungen an die Tagesordnung. Aut Caesar, aut nihil. Unterdeß wendete sich das Blatt in allen Dingen. Denn zunächst hatte eben in diesen Zeitläuften die Geldfluth ihre größte Höhe erreicht. Es trat die Ebbe ein. Dieser merkwürdige Rücktritt der Geldwellen folgte den Hungerjahren auf der Ferse. Alle Handelsgegenstände, sie

mochten Namen haben, welche sie wollten, fielen von Tag zu Tag in ihrem Nennwerthe. Die Verminderung der Geldmassa drückte alle Preise auf eine immer tiefere Ziffer herunter. Man brauchte mit dem Verkaufe eines Gegenstandes nur eine geringe Zeit zu säumen, so war in die Stelle einer größern Zahl eine geringere getreten, und dies ging so Schritt für Schritt bergab, daß man am Einkaufe = a + b beim Verkaufe nicht nur das c als Gewinnst nicht erhielt, sondern leicht auch von den a + b das b einbüßte. War aber auch kein Einbuß — der doch im Allgemeinen häufiger als der Gewinnst war, so kam man meistens nur mit einem blauen Auge davon. Man war entweder ein Handelsmann gewesen, oder der Gewinn war sehr klein und geringfügig. Wie bisher Alles, Alles gelungen und geglückt war, was man auch unternahm, so sah man nun eben so häufig das Geschickteste mißlingen. Legen wir der Veranschaulichung dieses Gedankens die bekannte musikalische Figur des accrescendo und decrescendo zum Grunde, so gingen die Preise der Dinge, in Geld ausgedrückt vom ppp ins pp, daraus in p; von hieraus ins pf, daraus ins f, endlich ins ff, letztlich zur Zeit der Hungerjahre ins unerhörte fff über. Seit jener Zeit sinken die Preise durch alle Grade, die sie bergauf gestiegen sind, Schritt vor Schritt bergab. Ob wir beim decrescirenden fp oder schon beim einfachen p angelangt sind, getraue ich mich nicht zu bestimmen. Denn es könnte möglich sein, daß die sinkende Schale, ehe sie ins Gleichgewicht sich stellt, auch noch unter fff sänke. Jedenfalls ist es eine unangenehme Empfindung vom Pferd auf den Esel zu kommen.

Unglückseligerweise traf diese Wuth, nicht sowohl durch Arbeit als durch Spekulationen, in kurzer Zeit ein reicher reicher Mann zu werden, grade in jene Periode, wo die Kreditlosigkeit mit allen ihren Schrecken eintrat, wo der Schuldner für eine handvoll Geld einen goldenen Berg versprechen mußte und versprach. Der Zufall, von dem der Schuldner gemeint hatte, daß er für ihn zahlen würde, wollte gleichsam durch eine neue Tücke an dem leichtgläubigen Günstlinge seine Natur erweisen, indem der Hoffnungsschimmer, der von ihm ausging, sich als ein schmähliches Irrlicht erwies, den Vertrauenden bis an den Hals in Koth und Moor und

Sumpf zu bringen. Diesmal war der Schuldner der Geprellte. Läßt sich gleich der, mit der Verminderung der Geldmassen, steigende Werth, oder die wachsende Tauschkraft des Geldes nicht so handgreiflich darthun, wie solches aus der veröffentlichten Skala der Bankozettel von Monat zu Monat, bei der Vermehrung des Geldes Statt fand und ersichtlich ist; so ist doch so viel hoffentlich einleuchtend, daß, bei unverändertbleibender Zahl der Schuldsumme in der Obligation und gleichzeitiger Verminderung des Geldes, oder der Zahlmittel außer der Obligation, wenn auch unsichtbar, das Debet des Schuldners gestiegen, oder seine Kraft zu zahlen vermindert war. Schnitt auch die Scheere der Gerechtigkeit diejenigen pro Cente, welche über die gesetzlichen 6 versprochen worden waren, billigermaßen unerbittlich weg — die nackte Schuldsumme selbst setzte den Schuldner schon an und für sich in den größten Nachtheil; blieb auch der Kurs auf 250 fest, ohne ein einziges Mal zu wanken — die in den Jahren 1815, 1816 und 1817 entlehnten 100 Gulden waren, weil sich das Geld herwärts vermindert, also vertheuert hatte, je nachdem die Zahlung später oder noch später erfolgte, nicht nur aus dem Grunde, weil sie schwerer erworben wurden, schwerer zu zahlen, sondern diese späteren 100 fl. und wenn sie auch in gleicher Geldgattung erfolgten, waren auch mehr werth, als die früheren 100 Gulden. Sollte sich die Geldmassa von den Hungerjahren bis heute etwa auf $\frac{1}{5}$ verringert haben; so wären, posito ac concedo, die jetzigen 100 Gulden fünfmal so viel werth als zur Zeit des empfangenen Darlehns. Der Schuldner zahlte also, wenn er zahlte, dem Nennwerthe nach, zwar für 100 Gulden auch nur 100 Gulden, beim Lichte aber besehen, für die Tauschkraft von 100 Gulden dermalen nur die Tauschkraft von 500 Gulden.

Dieser Mißstand wird nun mehr gefühlt als gedacht, mehr empfunden als ausgesprochen. Und eben dieser Mißstand ist es, der die Schuldner, leichtsinnige wie ernstlichmeinende, in die größte Verlegenheit bringt, er ist die häufigste Ursache, daß die Zahlungen eingestellt werden, er der eigentliche Trommelschläger, und die heisere Stimme: Wer gibt mehr?! Derjenige Schuldner, der noch vor Jahren auf gerichtlichem Wege gezwungen ward durch Veräußerung sei-

ner Hypothek die schuldige Summe zu zahlen — wie glücklich ist er, daß er damals es thun mußte, und wie muß er im Herzen die unnachsichtliche Strenge seines Schuldherrn loben, der nicht länger warten wollte, und auf terminmäßige Abzahlung drang! Denn, während die Schuldsumme im Obligatorium unverändert bleibt, fallen die Realitäten, als Hypotheken verschrieben, fortwährend im Preise. Wem früher in öffentlicher Versteigerung zur Tilgung einer Schuld, eine Realität verkauft ward, hatte das Glück, daß diese Veräußerung doch immer in eine geldreichere Zeit fiel. Er zahlte und es blieb ihm noch etwas, während bei späteren Versteigerungen, je später sie vorgenommen werden, für den Schuldner immer wenigere Aussicht ist, durch Aufopferung des einen Theiles den andern sich zu retten. Denn, wenn wir das Uebel der Zeit in seiner Ganzheit erkennen wollen, müssen wir doch auch noch die Menge und Häufigkeit dieser Versteigerungen mit in Anschlag bringen, die einen nachtheiligen Druck auf die Verkaufsgegenstände ausüben. Denn die Vermehrung der Waare hat dieselbe Wirkung wie die Verminderung des dafür interessirten Geldes. Es ist Eins. Soll der Preis einer Waare, womit ein Markt überführt wird, in seinem bisherigen Stande verbleiben, so kann dies nur geschehen, wenn sich in eben dem Maße das nachfragende Geld vermehrt. Ist die Nachfrage nur wie bisher, so müssen die Waaren fallen. Denn auf die vermehrte Massa der Waaren kömmt nicht mehr der vorhinnige Bruchtheil der gewöhnlichen Proportion zwischen dieser Waare und der Nachfrage, sondern ein kleinerer; d. h. mit wenigerem Gelde kauft man mehr = die Waare ist gefallen, versteht sich nur in Bezug aufs Geld. Es ist eine mißliche Sache, ein weites Feld zur Casnistik des Gewissens! Zum Glücke liegen die Zeiten des Darlehns und der Abtragung so weit nicht auseinander! Oft büßt der Schuldner nur seine eigene Schuld und Sünde! Ist die Nemesis ein heidnischer Begriff, und selbst die Idee davon ein Aberglaube? Während der Schuldherr das ausstehende Geld vermißte, versagte er sich manches, das sich der Schuldner vergönnte. Versündigen sich nicht viele Schuldner an ihren Schuldherrn, wenn sie sich über deren Sparsamkeit, Enthaltsamkeit und Nüchternheit lustig machen, oder oft durch Prunk, auch noch

für Andere als verführerisches Beispiel wirkend, die Möglichkeit zeitgemäßerer Abzahlung selbst hinausschieben, durch Erregung von Mitleid — planmäßige Hinhaltung, Vorspiegelungen, oder aber durch Furcht vor ihrem weiten Maul die Einforderung zu blöde und leise machten! — Doch wozu tausend Fälle, als mögliche, angeben, da das innere Gericht des Herrn kein sterblich Auge durchsehen kann, und dem Gewissen des Schuldherrn allein anheimgestellt bleiben muß, von seinem positiven Rechte vollen, theilweisen oder keinen Gebrauch zu machen! In diesen schneidenden Geldverhältnissen ist ein weiter Raum gegeben zur geistlichen Ausgleichung der weltlichen Ungerechtigkeit, und die Schäfer der Seelen werden nicht fehlen, wenn sie die Hartherzigen, durch Hinweisung auf zu erweichen suchen werden. An Rednertalent und Ueberredungskünsten wird es gleicherweise von Seiten der bedrängten Schuldner nicht fehlen: sie werden das Herz des Schuldherrn und den Kopf des Richters, auch ohne Aufforderung hiezu, in der Gerbe zu bearbeiten suchen, um das eine weich und den anderen geschmeidig zu machen.

Ich lenke aber wieder ein. Während also der Schuldherr in der Steigerung der Tauschkraft des Geldes einen Morgenstern erblickt, der ihm den Tag heraufführen soll durch die 8 ausgeliehenen pro Cento die ausgeflogenen 92 pro Cento wieder einzufangen, sieht in eben dieser Verminderung des Geldquantums der Schuldner den Abendstern seines Heiles und seines Vermögens. Wenn er vielleicht auch so rechnet, wie ich, so steht er in der Meinung, er bezahlte mit einfacher Schuldziffer eine fünffache Geldkraft. Wäre letztere Annahme richtig, so erhielte der Schuldherr für 8 ausgeliehene Gulden, respective 40: also an früherer Einbuße von 92 pro Cento ein Abschlag von 40 fl. Mithin bliebe der Schuldherr dennoch im Schaden von 52 pro Cento, und der Schuldner hätte an dem Ersatze nur 40 fl. als pro Cento getragen. Ein Unterschied von 12 pro Cento fiele also noch immer dem Schuldherrn zur Last. Er mag sie tragen, es läßt sich nicht ändern. Der Schuldner nun wird so billig in der Rechnung nicht sein in der Berechnung des Sachverhaltes so tief einzugehen — er wird vielmehr suchen seiner Verbindlichkeit sich auf irgend eine Art zu entziehen. Seine große Bedrängniß bringt nicht nur seine Habseligkeit

in Gefahr, sondern auch seine Rechtlichkeit. Das losgelassene Signet hetzt den aufgescheuchten Schuldner demjenigen Rechtsfreunde ins Haus, der am meisten im Geruche steht, Seinesgleichen geholfen zu haben. Seine Nachfrage um einen Rechtsbeistand wird zwar honneter, aber doch im Sinne jenes Walachen lauten, der einen Advokaten nicht anders zu erfragen wußte, da er das Wort hiefür vergessen hatte, als durch die Worte: Unde shede elle, kare mintje pe pláte! *)

Gerichtswesen.

Gehen wir nun vors Gericht — natürlich nur incognito und mit der Tarnkappe. Hier gibts vollauf zu thun — Rechtsstreite die Menge. Schuldner winden sich wie Aale — die Schuldherrn hingegen suchen den Daumen hinter die Kiemen zu bringen. Was thut der Richter? Er sieht erst zu! Doch ich muß etwas ausholen.

Die Engländer, durch ihre Principien Handelsleute der Welt — haben der Willkür ihrer Rechtssprüche eine auf dem Festlande ungebräuchliche oft und oft belächelte und für Pedanterie ausgeschriebene Schranke ihres Verhaltens zur Richtschnur gesetzt, nämlich: Verbindlichkeit nach dem Buchstaben. Der englische Richter glaubt sich dafür nicht verantwortlich, wenn ein Gesetz hart, unsinnig oder unmenschlich ist. Diese Verantwortlichkeit schiebt er der Gesetzgebung ins Gewissen. Sein Wahlspruch und sein Glaubensbekenntniß lautet: E lege, non de lege! Ist das Gesetz nicht nach seinem Gefühle oder seiner Erkenntniß gemodelt, er maßt sich nicht an, ein Jota daran zu ändern: er erkennet nur die eine Pflicht als die seinige, die einmal vorhandenen Gesetze, — so wie sie sind, gut oder schlecht nach seiner Meinung, gleichviel — in Anwendung zu bringen. Hält er es mit seinem Gewissen unvereinbarlich nach dem Gesetze zu sprechen, so legt er die juridische Perrücke nieder, oder macht die Anzeige, nach geschehenem Spruch der gesetzgebenden Stelle, oder empfiehlt den Fall der königlichen Gnade — in allen Fällen ein Ehrenmann; denn macht er sich selbst durch abweichenden

*) Kannst du mir nicht sagen, wo ein solcher wohnt, der mir zu einem solchen Spruche verhift, wie ich ihn brauche.

Richterspruch, aus eigener Faust, zum Gesetzgeber, so gilt er in der öffentlichen Meinung oder dem Volksbewußtsein, als ein willkürlicher Richter, in England so viel als Feind der Verfassung und Verfälscher des Rechts, als Hallunke. Diese Beschränkung der richterlichen Befugniß, diese Buchstabenherrschaft hat den Inselstaat zum Banquier der gesammten Welt gemacht. Denn nirgends auf der ganzen lieben Welt gilt Schwarz auf Weiß so viel als in England, und darum, so weit Vollkommenheit unterm Monde möglich ist, das Vermögen in der englischen Bank am sichersten niedergelegt. Eine Anweisung auf diesen Zahlmeister gilt an den Polen, wie unter der Linie wie baares Geld. Darum haben auch beinahe alle Mächte des Festlandes, in utrumque Casus eventum, ihre goldne Scheerwolle, eigener Staatseinrichtung vertrauend, in den englischen Pferch untergebracht. Dieser unermeßliche Kredit ist die Schwungkugel ihres unermeßlichen Handels und Gewerbwesens, und wenn man nach der Ursache fragt, die solche Erstaunlichkeiten gebar, so sind es nicht Goldbergwerke — Volkszufriedenheit, die Ruhe eines Kirchhofes oder der ewige Friede, sondern der allen richterlichen Ansprüchen zu Grunde liegende Satz: **E lege, non de lege.**

Wie du siehst, verehrter Leser, bin ich nicht der Mann, der hinterm Berge hält, und leicht wirst du errathen, wozu ich mir diese Brücke gebaut. Wir jammern über Kreditlosigkeit, und ich meine, nicht ohne Grund. Alle halten wir sie für Wassermangel bei Mehlnoth, für ein zusammengebrochenes Wagenrad, daß man nicht von der Stelle kommt. Wer sich dermalen bei uns ohne baares Geld befindet, sei er die ehrlichste Haut, habe er auch des Geldwerthes hinlänglich — bis er zum Tauschmittel gelangt, Straßen ab und auf läuft an hundert Thüren anklopft — ist die Gelegenheit das endlich erlangte Geld in Thätigkeit setzen zu können — längst vorüber. Alle Griffe an den Hinterkopf geben keine Locken in die Hände: denn vorn ist der Schopf und hinten die Glatze. Hieran ist nicht die Verringerung der Geldmassa schuld, oder der sachgemäßere Geldmangel, sondern der Mangel an Kredit. Diese Kreditlosigkeit hängt unserem Verkehr wie einem Seeleichnam Kanonenkugeln an die Füße: sie zieht uns nicht nur jetzt in die Tiefe,

sondern wird uns auch verhindern je wieder über dem Meeresspiegel zu gleiten, wenn nicht — — in der Ansicht über die richterliche Befugniß eine Wendung eintritt, und die Anwendungsart des Gesetzes, als eine Wiedergeburt und neue Kreatur zu Tage kommt. Die beliebte Willkür des Richters muß aufhören, soll der Kredit anfangen. Sind auch dem Herzen eines Richters die menschlichen Gefühle der Billigkeit, des Mitleids und der Humanität überhaupt nicht zu verwehren, ja ich achte ihn um so mehr — aber in seinem Munde als Urtheilsprecher, als Gesetzausleger sind sie eine Uebertretung der Befugniß, Mißbrauch seiner Amtsgewalt. — Willkür. Die Gesetze sind ein bereits Gegebenes, Vorhandenes, oder Gesetztes und nicht ein zu Gebendes, Zukünftiges, zu Setzendes; sie sind da als Norm, und nicht als erst zu normirendes. Ist ein Paragraph zu mildern oder zu verschärfen, ein Zusatz zu machen, oder ein Ausschluß vorzunehmen, alles dies ist Sache der Befugniß, der Fähigkeit und des Scharfsinnes der gesetzgebenden Gewalt eines ganzen Landes, und nicht Sache eines nur mit sich selbst concedirenden unbefugten Privaten. Die Trennung der executiven Gewalt von der legislativen ist unumgänglich vor Allem. E lege, nicht de lege stehe an dem Giebel jedes Gerichtssaales, oder vielmehr in der Ueberzeugung jedes Richters. Ich bin so billig, einzugestehen, daß Richter in jedem Lande Menschen sein werden. Sympathien und Antipathien werden auch im Lande der Nebel und des Kohlendampfes ihre Anziehung und Abstoßung äußern. Auch der Judex anglicus wird kein angelicus sein; änglisch, aber nicht englisch. Fühlen doch auch wir Nichtrichter, daß auch das redlichste Herz seine unbewachten, schwachen Augenblicke hat, daß auch unsere Gerechtigkeit ihr Mittagsschläfchen hält. Dies beim Beamten und Nichtbeamten zu verhüten vermögen nur die Volksstimme in der Welt, und Gottesstimme in der Kirche. Wenn es dem englischen Richter beliebt, in einer schwachen Stunde der Menschlichkeit, einzunicken; weckt ihn die Furcht vor der Wahlbürgerschaft auf, die ihm gellend in die Ohren schreit: Du kannst nicht unser Mann sein! In einem Lande, das eine Verfassung hat, welche dem Volk die Bürgschaft dieser Verfassung im Wahlrecht in die Hände gibt, können nur dann willkürliche Aussprüche von

Richtern, oder beliebige Gesetzauslegungen als gewöhnliche und allgemeine Beschwerden zum Vorscheine kommen, wenn das Volk selbst Sinn und Verstand, Neigung und Zug zu dieser Verfassung in sich und aus sich bereits verloren hat. Ein Volk, das als Wähler ein Hüter seines Rechtes sein sollte, und sich dieses Wahlrechtes halber nur als eines Rechtes bedient, Willkür auszuüben, indem es die Faulheit, den Unverstand oder die Willkür wählt, ist da, wo es Zeit ist zur Leichenpredigt das Papier zu beschneiden. Wenn es zu Grunde gerichtet wird, es verdiente kein besseres Loos: es schleppt ja seine Verfassung selbst auf dem Hunde zum Schutthaufen. Wie wahr sagt Johannes von Müller, der mit seiner Seele die Schlüssel zu vernagelten Argiven sich verkaufte: Jedes Volk hat die Verwaltung, die es verdient!! — Wo aber im Volksbewußtsein die Würde der Gesammtheit in seinen Wählern wie eine Abenddämmerung immer mehr zur Nacht wird, da hat dies Volk noch nur einen Ort, von wo es seine Erlösung hoffen darf, die Kirche. Dahinein gehören wir alle, Richter und Parteien — willkürliche und unwillkürliche — redliche und unredliche. Da ist das wahre, alleinige, das Ansichrecht, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Da, da ist der Ort: das äußere Recht, als eine fehlerhafte Abschrift des inneren Rechtes, aus dem Urtext zu verbessern; hier hat der Richter vollkommenste Freiheit sich zuzureden ein Mensch zu sein, da er draußen in der Welt nur Richter sein darf; hier muß sich der Schuldherr eingestehen, daß er in der Welt zwar Schulden einzukassiren, im Himmel aber größere zu verantworten hat. Diese Umtaufe der Hartherzigkeit in milden Sinn, Gesetzeshärte in Herzensweiche hat und wird kein Deliberat und kein V. R. W. jemals vollziehen. Am Beispiel des willkürlichen Richters hat der Schuldherr keine Leiter gefunden zum ewig Rechten sich zu erheben. Denn, wenn der Richter gegen das Gesetz einen Rechtsspruch thut, stellt er den weltverderbenden Grundsatz auf: Es ist erlaubt durch Unrecht das Recht zu machen: laßt uns Böses thun, damit Gutes daraus hervorgehe heißt das Testament eine verfluchte Lehre. Ja, ja, die Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe, das Evangelium, welches den Armen zu gut kommen soll, ist keine Blume die sich durch Rechtsaussprüche entfaltet: der Herr des Gartens hat ihre Pflege

andern Dienern anbefohlen und anvertrauet, denen er, eben zur Unterscheidung von der Welt, alle Macht versagt hat und verboten. Was der willkürliche Richter fühlen, aber, als Richter nicht aussprechen darf als Gesetzeswillen, darf und soll die Kirche, ex nobili officio thun. Ihr stehet es zu unter Donner und Blitz die Gesetzgebung der Pflicht zu verkündigen, wie Moses am Sinai die Gesetzgebung des Rechts. Stellt der natürliche, positive Mensch als höchstes Recht sein Recht auf, kehrt es der wiedergeborne, ideale Mensch um, und stellt als höchstes Recht seine Pflicht auf. Dieses und dergleichen ist Amt und Wirksamkeit der lieben Kirche, diese Anstalt zur Entweltlichung der Menschen und zu ihrer Verhimmlischung. Wie gut wäre es, wenn zur Anhörung solcher Lehren öfterer als einmal im Jahre des Kaisers Geburtsfest Gelegenheit und Nöthigung gäbe, oder ein Frohnleichnam. Denn da hätte die Kirche Gelegenheit vom Herzen des Reichen und der fordernden Parteien die Eiskruste abzuschlagen, und könnte das stumpfe Amtsgefühl auf dem Schleifsteine spitzen, während sich jetzt nur die Armen und Mühseligen Assignationen auf eine künftige, bessere Welt daraus holen.

Dies klingt ja freilich beinahe so wie eine Bußpredigt, und es ist wohl leicht zu errathen, welches Geschäft Beruf meines Lebens sei. Ich wills nicht läugnen, daß ich mein Amt im Besitze einer Kraft halte, die Welt selig zu machen; aber, um ganz verstanden zu werden, muß ich bemerken, daß der predigende Pfarrer doch immer auch sein eigener Zuhörer ist. Ich wenigstens habe mir, wenn ich das Maul gehen lasse, die Ohren niemals noch verklebt. Darum fahre ich nun in meinen Gleisen, wenn ich, nach 2 Tim. 4, 2 desgleichen zu lesen gebe, Denen, die ihren Ohren solche mißfällige Lehre dadurch gewöhnlich vorenthalten, daß sie mit sammt den Ohren lieber ganz zu Hause bleiben. Welche Hausmutter denkt nicht beim Anblick schwarzer Wäsche, unwillkürlich und augenblicklich solche in den Beuchkessel zu thun, sollte dieses bei Beichtvätern wohl anders gehen und nicht zu entschuldigen sein? Hat auch der Geistliche als Solcher in Weltsachen nichts zu reden, so tritt er in dem allgemeinen Sprechsaal nicht als Priester, sondern als Gutsherr auf. Mags ihm Niemand verargen. Denn bei einer Feuersbrunst läßt man jeden löschen. Ich aber habe keinen größeren Löscheimer als mein Dintenfaß.

Do lege und nicht e lege hat uns in die Kreditlosigkeit gestürzt oder in den Zustand eines Fuhrmannes versetzt, der fahrstützige Pferde hat: die Schindmähren haben wohl noch so viele Kraft den Wagen fortzuschleppen, aber sie wollen sie nicht hergeben, ihre Füße zum Vorwärts nicht in Bewegung setzen. Der Richter erhielt den Anstoß zu einer willkürlichen Anwendung der Gesetze durch seine Einsicht in das Mißverhältniß der Geldverhältnisse, die im Laufe der Dinge bald den Schuldherrn, bald den Schuldner vom Pflaumenbett auf den Strohsack legten. Kam die Sache vor den Richter, so fiel er aus seiner Rolle des Gesetzauslegers und Anwenders, wich vom Buchstaben und suchte den Vermittler zu spielen zwischen der gerechten Forderung und ungerechten Leistung, und gerieth dadurch über die Tasche des Gläubigers, obgleich er wohl nicht zum Herrn gesetzt ist über den Besitz, sondern nur über das Erkenntniß des Gesetzes. Sie fühlten, daß sie sich eine Blöße gaben und suchten ihre Blöße mit einem Feigenblatte zu beschönigen, das aber so durchsichtig war, daß es eher aufdeckte, als verdeckte. In der Botanik der Moral haben die Feigenblätter zweierlei Eigenschaft. Eine Handlung der Humanität, kann, als Blatt, die Fehler einer Privathandlung verdecken; die Blöße einer fehlerhaften Amtshandlung, einen Fehler des Princips und der Stellung, kann eine vorgeschürzte Humanität nicht decken. Darum erkannte auch das Volk, mit seinen vielen Augen, in diesen Humanitätsäußerungen und Afterrechtsprüchen, daß das Schiff des Richters seinen Kompaß verloren habe. Die schwache Seite des Richteramtes war entdeckt, darum zielten alle Pfeile auf die verwundbare Stelle dieser Achillesferse, auf die Erregung des Mitleides. Alle Geschütze schossen daher auf das Herz, wohl berechnend, daß, nach Eroberung dieser Bastion, die übrige Besatzung im Kopfe die Waffe strecke, und zur Unterzeichnung der vorgelegten Pacten bereit sei. Bei Jericho fielen doch die Mauern durch den Schall und Hall der ringsum tobenden Israeliten ein, hier aber zerweichen sie von Zähren erniedrigender Gnadenbettelei: darum die Sprache der Beklagten wie auf Messen die Stimme derer, die ein hölzernes Schüsselchen halten: Geberden zum Erbarmen. Da ist ein Ueberfluß von Bitten, Verschwendung an Weihrauch, der wohl den Heiligen gebührt, die hiedurch nicht heiliger,

aber nicht den Menschen, die hiedurch schlechter werden. Der Richter, der auf den Leuchtthurm des Gesetzes den Verstand entfernt und dafür das Herz zur Feuerwache eingesetzt hatte, das ein flüchtig Ding, wie es ist, eben beim Einlaufen des Schiffes, wo es die meisten Riffe und Bänke gibt, die Laterne auf die unrechte Seite hing — merkte zwar, weil sich oben Kopf und Herz um den Laternenplatz zankten, daß eine Gefahr vorhanden sei, steuerte etwas hierhin, etwas dorthin — endlich folgte er doch dem Herzen und das Gesetz bekam einen Leck. Was nutzte es, daß das geduldige Papier den Schluß erhielt V. R. W.; es hieß endlich: von meinetwegen.

Unser Sachsen Eigenland-Recht, so strenge nicht, wie die neueren Wechselgerichte, entbehret, mein' ich, in seinem juridisch-politischen ersten Theile der Humanität, doch nicht. Die andere Hälfte, der Kriminalcoder, trägt allerdings die Spuren der Zeit an sich, in der er entstand, und ich bin weit entfernt Jedem und Allem darin das Wort reden zu wollen. Hätten sich nur die sächsischen Unterstellen durch Kassationen ihrer Kriminalurtheile, wie sie in den Statuten einmal vorgezeichnet sind, durch höhere Entscheidungen nimmer beirren lassen, und bei wiederkehrenden Fällen, ihre Urtheile jedesmal wieder auf dasselbe Gesetzbuch begründet — so wären die Oberstellen, hiedurch aufmerksam gemacht, von selbst darauf gekommen eine Revision des Kriminalcoder anzuordnen, und wir hätten, vermuthlich, schon längst, ein Gesetzbuch, d. h. etwas Festes, während wir jetzt der Willkür des so und so urtheilenkönnenden Strafrichters Preis gegeben sind. Dieses lasse ich jedoch klüglich aus dem Spiele; denn, wo ohne nothwendige Begründung auf ein Gesetzbuch über Freiheit, Ehre und Leben die bloße Ansicht und Beurtheilung eines doch immer Mensch bleibenden Menschen die Kraft und Erfolge von Gesetze haben, da muß ein Anderer davon reden, der mehr Muth hat zu verschweigen, als ich. Nachweisungen des schädlichen Einflusses auf Moral und Charakter, Eigenthum und Volkssinn u. s. w., welchen dieser Mangel eines allgemeingiltigen Maßstabes in der Bestrafung auf das gesammte Leben des Volkes ausübt, könnten nicht schwer fallen und würden vielleicht mit dazu dienen das Kind je eher, je besser aus der Taufe zu heben, was um

so nothwendiger zu sein scheint, als der Vorwurf der Bureaukratie in keinem Punkte weniger abgewiesen werden kann, als eben hierinnen. Indem ich also die Juno Lucina anflehe, mit den Händen die beiden Knie nicht so feste aneinader zu drücken, mache ich mich aus diesem Gebiete der Willkür bei Zeiten aus dem Staube und kehre von der peinlichen Halsgerichtsordnung, zum minder gefährlichen, wenn auch nicht erfreulicheren Geschäfte in die juridische Gerichtsstube zurück.

Daß die Statuta Nationis Saxonicae im ersteren Theile human, hinlänglich, seien, ist bereits gesagt: also ist auch der Richter, in der Vollziehung dieser Gesetze, im Vollzuge einer humanen Handlung. Die Humanität des Richters hat nicht zu bestehen in der Humanmachung der Gesetze, sondern in seinem Betragen und und Benehmen gegen die Parteien, wenn sie vor Gerichte stehen. Torvus vultus, verba ferocia, oculi minaces stehen ihm nicht an. Nicht nur sei er kein Gesetzgeber, das wäre Anmaßung; das Amt eines Scharfrichter, wenn auch nur im psychologischen Sinne, eine Entwürdigung und Entehrung der Stelle, die er bekleidet. Zart aber oder grob, ist ein Spruch vom Richterstuhl gesprochen, nicht gesetzlich, so ist er ungerecht, und ein ungerechter Rechtsspruch, dächte ich, wäre eine Contradictio in objecto.

Ich rede so lange schon von der Willkür der Richter, als von einer der Hauptursachen unserer Kreditlosigkeit, findet sie denn auch Statt? — Ja! — Bei jedem Richter? Vielleicht! — Immer? Nein, ganz gewiß, Nein! Vorsatz ist es nicht, es ist nur Schwäche, eine Ueberlistung des Kopfes durch das Gefühl, zwar klares, lauteres Regenwasser, das aus dem Himmel der Liebe fällt, aber doch die Wege des Erwerbes und der Gewerbe mit Schlamm vollflötzt und sie unfahrbar macht. Es geht nun einmal dieser laue Wind in der Praxis, der in alle Geschäfte eine Stockung bringt. Bekommt doch auch ein Russe, obgleich der Kälte zu trotzen gewohnt, wenn die Grippe grassirt, auch seine beschmutzte Nase, warum sollte denn ein siebenbürgischer, und auch ein sächsischer Richter wenn in den allgemeineren Rechtsansichten seines Reiches Thauwetter herrscht, von diesem Zeitübel unangegriffen bleiben, seines Theils von dem Tribut seiner gebrechlichen Natur allein ausgenommen sein? — Braucht denn so was bewiesen zu werden? Von was zeuget denn

der Staub auf den Stößen der Akten? — Von der statutarmäßigen Schnelligkeik, womit Prozesse erlediget werden sollen? Drückt nicht der Richter in der ewigen Vergönntniß von Exmissionen der Gerechtigkeit oft das Auge nur darum zu, um dem gejagten Hasen noch eine Gnadenfrist zu lassen. Er weiß, derselbe bringt es nicht mehr weit, die Schrift auf dem Papier macht, wie auf frischem Schnee die Fährte zu kenntlich — warum also dem Rüden den irrenden Anruf? — Es ist nur schwaches Mitleid! Ist die Vielheit der Prozesse nicht ein schlagender Beweis davon, daß auch das Unrecht seine Hoffnung hat!? Ist die beinahe gänzliche Abolirung des mündlichen Prozesses vor Gericht etwa Ausdruck eines Wunsches mit den Prozessen bald fertig zu werden? Was beweisen die Bücklinge, die Jahäupter der Parteien, die schmälige Sklavensprache in den Bittgesuchen, und sonstigen Captationes benevolentiae, als diese Einsicht des Volkes, daß sein goldenes Gesetzbuch nicht in allen Stükken, und nicht bei Jedermann gelte, ein stummes Geständniß, daß in des Richters Händen die seidene Schnur um seines Volkes Hälsen liege. Das entehrt die heiligen Hallen der Gerechtigkeit, entwürdigt ein freies Volk. Recht und Freiheit ist ja nur Eins, und Beide gedeihen nur im Sonnenschein des Gesetzes. Geneigtheit, Begünstigung, Gefälligkeit, Güte, Gunst, und die sonstigen Blumen des Herzens, die auf dieses nackte Leben Rosen streuen, gehören ins Privatleben, wo man geben kann und nicht, nehmen kann, und auch nicht. Von Gnade steht nun gar im Prozeßverfahren auch nicht ein Buchstabe — wohl aber im Vocabularium des Kriminalcoder und auch da nur, von dem Einen geheiligten Munde der Landes-Majestät auszusprechen. In Gerichtstuben kann nur die Rede sein vom Recht und vom Unrecht. Alles geschehe denn auch, wie geschrieben und gesprochen wird, V. R. W. Um sein Recht zu bitten ist eine Redensart der Höflichkeit und Bescheidenheit. Jeder Gebildete kann, soll und wird sich dazu verstehen: aber selbst diese Einkleidung in das schöne Gewand einer Bitte, hüllt nur den Gedanken ein des Rechtsverlangens, der Rechtsforderung. Unbescheidenheit ziemt nirgends und an keinem Orte, am wenigsten vor einem Richter, dem des Volkes Wohl das Zeugniß der Vertrauungswürdigkeit zugleich mit

dem Gesetzbuch in die Hände gab, als Evangelium der Welt. Aber Recht bleibe Recht, ob man nach Pomade dufte, oder nach Butter stinke, wer und wie und was man sei. Ein Katzenbuckel helfe nichts, ein gerader Rücken schade nichts. Das Recht über Alles! **Dieu et mon droit!** —

In diese Bahn einer sogenannten humanen Gesetzauslegung sind unsere juridischen Angelegenheiten durch das verhängnißvolle Jahr 1811 gerathen. Viele Richter wollten die eisernen Räder der Weltereignisse mit der weichen Watta ihres Gefühles umpolstern, und übernahmen die Weltversöhnung durch einen Akt der Willkür. Die geringgeschätzte Gerechtigkeit schickte, als beleidigte Gottheit, die Rechtsunsicherheit und die Kreditlosigkeit dafür ins Land.

Rechtsschulen.

Die künftigen Juristen unseres sächsischen Volkes zogen mit ihrem Bischen Naturrecht, von dem unsere Municipalverfassung ein Nachbild ist, welches sie auf unseren Schulen mehr angelernt, als in Blut und Saft verwandelt hatten, in den Jahren, wo man überhaupt leicht annimmt, zu ihrer eigentlichen juridischen Stempelung, in eine Schule und unter den Einfluß einer Umgebung, die unserer gesellschaftlichen Verfassung ein wahrer Gegenfüßler ist, in das Land der ewigen Prozesse, und kamen nach Hause, oft entzückt vom Glücke angesehener Kassenbevorrechtigungen, mit der eingelernten Kunst: Prozesse bis an den jüngsten Tag zu führen. Das heimatliche Gefühl der Beschränkung unter Gleichberechtigten fand keine Nahrung da, wohin er zog. Fern von den wachenden und schützenden Volksblicken, sah er sich dieser Schranke los und erfreute sich einer junkerlichen Alleinbestimmung. Er fand da im Typus des dortigen Nationallebens nur die zwei Stände: Herrn und Jobagyen. Seine Kleidung aus feinem Tuche und sein lebensartiger Umgang zog ihn zu dem Herrenstande hin: auch ward er gerne dort gelitten. Der Attila aber, den er anzog, der Schnurbart, der hier den Gänseprozeß gewann, der Klang des hinten auffallenden Säbels — eine Auszeichnung des Edelmannes gemeiniglich, die silbernen Sporen, als Merkmal eines Reitervolkes, Umgang, Luft, Sprache, alles ließ ihm den Adel

als hoch und beneidenswerth, den **Bürger** als geringschätzig und gemein, den **Jobagyen** als verächtlich erscheinen. Vater und Mutter daheim freuten sich über die vornehme Gesellschaft, in die aufgenommen worden zu sein ihr bürgerliches Kind das Glück gehabt hätte, nur fiel die barsche Schreibart in den Briefen bisweilen doch als eine Verwandlung ihres gehorsamen Sohnes auf, wenn es hieß: »**Und wenn Ihr wollt, daß ich studiren soll, so muß ich, um nicht verachtet zu werden, meinem Stande gemäß hier leben.**« rc. Freilich sind Studiren und Standesgemäß leben, wie mir däucht, nicht gleichbedeutende Ausdrücke. In Tübingen studirte man auch, auch war das Leben nicht ohne Freuden, aber der Bursche ging in seinem Flaus und von standesmäßigem Leben war keine Rede. Der Bürgersohn — jeder Sachse ist Bürger — kam endlich nach Hause aus adeliger Umgebung in die altehrliche Beschränktheit. Ich will Niemanden beleidigen — aber doch muß ich den getriebenen Aufwand für unverhältnißmäßig erklären, und — zu mindesten gesagt — als unbürgerlich mißbilligen.

Mit Thränen in den Augen über die glückliche Heimkehr, sagt auch der Vater: **Gott sei Dank, wir haben auch dieses bewerkstelliget**, und die Mutter spricht: **Nun ziehst du nicht mehr von uns!** Am andern Morgen ist kein Famulus da, der die Stiefel putzt, der Rock bleibt unausgeklopft am Nagel hangen. Es kommt zur Erklärung: **Mein Sohn, sorge nun selbst für dich; was noch übrig ist, brauchen wir fürs Alter!** — — — **Was ist nun zu thun?** Die Anstellung, und damit ein Kreuzer auf Brot nnd Fleisch ist ein noch zu entdeckender Welttheil. **Was ist nun zu thun**, sage ich, Der Wunsch manches jungen Mannes ist eine Reue, mag er mit dem graden Degen, oder mit dem krummen Säbel am väterlichen Herde aussteigen, beide haben vielleicht zu bedauern manchen silbernen oder goldenen Doppeladler fliegen gelassen zu haben, der den jetzigen späteren dringenderen Bedürfnissen hätte aufgespart werden können. Der Akademikus, zwischen Lehrern und Lernenden zu seiner Selbstständigkeit erwacht, nimmt sein Kreuz auf sich, und sucht sich seinen Lebensunterhalt mit Unterricht zu verdienen. Mancher Professor extraordinarius lebte ja, wie er wohl wußte und womit er sich tröstet, auch nur vom Honorar, im Schweiße

seines Angesichtes. Quales videmus, quales audimus, tales sumus! Er thut daher die mitgebrachte Begeistrung für die Idealität des Lebens, als Kohlenpfanne in sein Herz, an der er sich wärmt, wenn es ihm bedünken will, sein Vaterland sei eben kein Tropenland für die Musensöhne, fügt sich in die Umstände und spannt seinen guten Willen, als demüthig gewordenen Pegasus, neben den bedächtig gewordenen Bruder Ochs ins Joch des Philisteriums. Also säet er in den Schulstaub sein Zehntkorn und zehrt einstweilen, gleich nach seiner Heimkehr von der Hausmannskost eines ehrlichen und mäßigen Verdienstes.

Was bleibt aber demjenigen Juristen übrig, dem im elterlichen Hause die Quelle der Gelder zu fließen aufgehört hat? Was sonst? als eigener Erwerb, weil aber Unterricht und Lehre anwidert — bleibt nur der Erwerb und das Gewerbe der Rechtsfreundschaft übrig! — Weil aber die Noth groß ist, und nach den Goldfischlein viele angeln — vielleicht auch in selteneren Fällen, weil die Präge der Schulmoral sonst schon abgegriffen worden.... jede, jede Partei, von denen jedoch immer nur Eine das Recht auf ihrer Seite haben kann, findet einen Anwalt, ihren Beistand. Hm! Ob sich auch jedesmal so leicht das Unrecht vom Rechte scheiden läßt? — Das wollte ich aber nicht strenge behaupten. Ich habe mein bischen Kenntniß der Statutargesetze nur vom Gymnasium in Hermannstadt geholt, und das Rechtsstudium lief bei mir nur nebenbei, wie ein Fohlen neben der Frachtstutte. Ich gehöre also nicht zur Zunft. Mir will aber immer bedünken, wer die Gesetze an den Fingern herzuzählen wisse, müßte wenigstens und doch hauptsächlich darinnen eingeübt worden sein, zu wissen, welche Partei recht, und welche unrecht habe. Wer nicht einmal dieses zu thun im Stande wäre, hat — bei Gott — das Recht nicht hinlänglich studirt: Zeit und Geld für sich und sein Volk verloren. Derjenige aber, der diesen Unterschied machen kann, und sich doch zum Verfechter des Unrechtes dingen läßt, sollte mit stinkenden Eiern beworfen werden. Die Kunst Prozesse zu führen heißt und ist nur dann eine Dienerin der Gerechtigkeit, wenn sie die himmlische Hand ist, die der Unschuld beisteht, dem Rechte zum Recht hilft: Pfiffe und Kniffe, remedia juris, widern an auch in gerechten Prozessen jedes sächsische Herz. Auch anderer Nationen Herzen, die

Pfingsttäg gehabt haben, denken und fühlen das Gleiche, oder wie die Epistel meint, der eine Geist spricht in allen Sprachen. Nur wird die widrige Empfindung im Menschen, je nachdem er verschiedene Luft der Verfassung eingeathmet hat von Kindesbeinen an, als widerlich bald mehr, bald weniger, empfunden. Ja! der Einfluß der Umgebung kann so groß sein, daß diesem nach Ambra duftet, was jenem nach Assa foetida stinkt. Ibrahim Pascha in Aegypten hatte in der Jugend seine Freude darin in die Gefäße der Wasserträger mit der Stutzenkugel ein Loch zu schießen; ging die Kugel einmal fehl und in den Wasserträger selbst: je nun! — Er bezahlte das Blutgeld. Sein Gewissen fühlte sich nach dem Zahlgeschäfte beruhigt. Die ägyptische Moral des Lebens und des Hofes, in der er zum Individuum geworden war, begnügte sich mit dieser Theorie der Versöhnung mit Gott. Also: Moral hat Jedermann, aber jedes Volk, jedes Zeitalter seine eigene. Der Charakter des einzelnen Menschen nimmt, ich werde vielleicht nicht zu viel sagen, von seiner Umgebung und dem Einfluß, der auf ihn wirkt, also hauptsächlich von seinem Volk und seiner Zeit an. Die Zeit der geistigen Mannbarkeit fängt bei uns Hosenträgern dann an, wenn die Flaume am Kinn schamhaft herauskommt. Der Charakter ist noch flüssig — jetzt schießt er in die Krystallisation, er wird immer fester, endlich steinhart. In dieser kritischen Periode tritt die juridische Wanderzeit ein. Die sächsische Nation, die ihre juridische Eier wie der Kukuk einer andern Bruthenne unterlegt, ward oft in ihren Erwartungen getäuscht: theils brütete die fremde Henne sorgloser aus, daß es Windeier gab, theils, wenn sie auch ausgingen, flatterte nicht selten kein junger Kukuk, sondern nach der Volksmeinung, ein Habicht nach Hause. An gerathenen, echten, Sachsen gebliebenen Juristen hat es Gott sei Dank noch nie gefehlt. Ich will mich ob dieser scheinbaren Unbill näher erklären. Der ungarische Professor, so ehrenwerth er auch ist, und, wie wenig geneigt oder fähig ich bin diesen vorzüglichen und ausgezeichneten Männern hinter dem Rücken Böses nachzusagen, hat wohl, wie nicht geläugnet werden will, die erforderliche Kenntniß unserer Statutargesetze, um sie vortragen zu können. Aber Wasser thuts freilich nicht, sondern ꝛc. ꝛc., denn sie können — ohne das Unmögliche als möglich annehmen zu wollen, ihrer Gesin-

nung nach, nie zugleich Unger und Sachsen sein. Die Geister der Verfassung sind zu verschieden, um es einem Professor möglich zu lassen, Vormittags in seinen Vorlesungen als Unger, und Nachmittags als Sachse seinen Schülern in den Vorlesungen das Herz bewegen zu können. Menschen sind wir zwar alle — aber die Nationalität erzeugt, wie in den verschiedenen Rebengattungen, der Muttersaft, hier schwarze und dort gelbe, und dort weiße und dort grüne Trauben. Eine und die nämliche Rebe kann nicht verschiedene Trauben tragen. Ein Volk aber, das die Ausbildung seiner Juristen verlangt, wünscht deren Gesinnung ausgebildet nach der Gesinnung der Gesammtheit im Volke. Nur derjenige Mensch gehört, ist oder bleibt in der Gesellschaft seines Volkes, der in dessen Gesinnung, im Geiste der Gesammtheit bleibt. Niemand kann zwei Herren dienen, entweder ꝛc., oder ꝛc. Wie sollte es nun einem ungrischen Professor möglich sein in sich selbst zweierlei Rechtseiten, die sich den Rücken kehren, als Gesinnung in sich zu tragen? Als Gesinnung nicht, und darum auch nicht als Lebensreiz, als Thatenregung — höchstens Formelwerk, Gedächtnißsache, Anwurf. Um aber den Geist einer Verfassung einem andern mittheilen zu können, muß er im Lehrer selbst vorhanden sein, als Lebenskraft, als Zeugungskraft, und nicht als bloßes Bewußtsein, Einsicht und Verständniß. Wer unsere sächsische Gesinnung durch Lehre übertragen will in einen anderen, der muß sie auch im Herzen haben, und zwar als ein solches Herzenseigenthum, das er nicht nur hat, sondern das auch ihn hat. Die Volksgesinnung ist die Model, nach der jedes Volk sich seine Verfassung und Gesetze zuschneidet, und um diese Verfassung und Gesetze zu verstehen und zu lieben, muß wieder aus der Volksgesinnung der eigentliche Kommentar geschöpft werden. Die ungrischen Professoren haben nun diese unsere Gesinnung nicht, sie haben eine andere, die für uns eine fremde ist — was ihnen zu keinem Vorwurfe gereichen soll — aber einer Unterwerfung ist es gleich, wenn wir unsere Geister in den Unterricht eines Fremdlings — zur Belehrung über eigene Gesetzgebung und Verfassung — ausschicken. Ein lutherischer Bube kann in einem Konvicte fremder Religionsgenossen seinen Katechismus ganz lernen, und, beim Austritt, auch ganz wissen — kann derselbe Bube aber in dem Konvicte eine lu-

therische Gesinnung bekommen? — So wenig, wie ein Jurist eine sächsische in einer ungrischen Schule. Unsere Juristen aber müssen, wenn es gut gehen soll, eigentlich, wenn es besser gehen soll, durch und durch Sachsen sein. Denn der Geist des Volkes in seinem Außenleben und Erscheinung, als Rechtsgesinnung, ist ihren Händen anvertraut, als Auslegern der Gesetze und Vertretern der Verfassung. Wäre einmal im Verlaufe der Zeit oben im Himmel — des Deutschthums Untergang in Siebenbürgen beschlossen, wozu es jetzt weniger als je den Anschein hat — so würde dies am sichersten erreicht erstens durch Absonderung vom deutschen Mutterlande und zweitens durch Hingabe an fremde Lehrer in der Bildung unserer Juristen. Hier: Abfluß der Gesinnug und dort: kein Zufluß mehr. Bis jetzt ist noch nichts verlautet von einer Absicht der ungrischen Professoren unsere Juristen in der Gesinnung zu entdeutschen und zu vermadjaren. Wir lebten ja friedlich und es hielten die drei Hände der Union fest ineinander, bis die Sprachfrage aus dem Pfeifenkopfe eines überspannten Kopfes oder Müssiggängers, als Kohle, darauf fiel. Wir sind kälter gegen einander geworden, und der von der allgemeinen nationalen Gleichgiltigkeit vielleicht gleichfalls ergriffene madjarische Lehrer braucht unsere sächsischen Juristen nur gleichgiltiger zu lehren, nur so obenhin, und nicht con amore, so wird eben dadurch das Schwert stumpf gemacht, womit die deutschen Interessen vertheidiget werden sollen. Es braucht dies nicht Absicht, nicht Plan, nicht Berechnung zu sein, so hätte es schon diese Folgen: erst, wenn der Professor in jedem Juristen einen deutschen Vertreter erblickte, die der Madjaromanie um so förderlicher sein würden, je weniger zum Widerstand geeignet sie erzogen und gebildet würden.

Aber einer solchen Annahme boshafter Absicht bedarf es nicht, um zwischen uns und über uns antimunicipale Ansichten — eine undeutsche Gesinnung zu erzeugen. Die Lehre über unsere Gesetze und Verfassung thut es wohl alleine nicht — eine noch viel größere Gewalt übt auf das Gesinnungsleben unserer Juristen das Leben selbst unter einem fremden Volke, unter einer fremden Verfassung aus. Mag auch das Madjarenthum die Unwehrhaftigkeit der sächsischen Nation in seinen Juristen nicht planmäßig betreiben und zu erreichen

wünschen — der tägliche Anblick einer Scheidewand zwischen Herren und Knechten söhnt, durch die Täglichkeit des Anblicks, das davon beleidigte sächsische Auge aus. Man gewöhnt sich daran, man findet zuletzt Verhältnisse, die doch unserer Verfassung zuwider sind, als natürlich, und insoweit man auch gerne ein Herr, d. h. im Rechte über Seinesgleichen sein möchte — sogar wünschenswerth. Wer daher seine Verfassung von einem Lehrer lernet, der für sie kalt ist: wer seines Volkes Gesetze unter Umständen erlernet, die ihn dafür nicht warm machen, wer in einem fremden Volke zur Mündigkeit gelangt, der den nationalen Sachsen von sich stößt und nur den Anschmiegenden liebkoset und herzet, wer seine Geistesblüten unter anti- und undeutschen Befruchtungen entfaltet, wer in fremde Sitte, Gebräuche, Ansichten und Gewohnheiten sich hineinlebt, wer sich in eine fremde Sprache, zu diesem Allem, noch tüchtig einbürger— — der ist auf dem halben Wege ein ganzer Unger zu werden, und dadurch aufzuhören ein Sachse zu sein. Denn er bringt nach Hause eine Zunge, der die fremde Sprache, Gewohnheiten, denen die fremde Sitte, ein Herz, dem die fremden Gefühle, einen Kopf, dem die fremde Ansicht, eine Lebensart, der das fremde Leben, — — gäng und gäbe, eigen und geläufig sind. — — Die Einflüsse, die auf den zu werdenden Juristen eindringen, haben eine überwältigende Kraft. Was setzen wir also diesen Einflüssen entgegen? welches Gegengewicht hängen wir an den andern Hebelsarm? — Noch ists nur ein Wunsch, ein Sternchen von Hoffnung. Was ists denn also? Ein späterer Besuch der außersächsischen Lehranstalten, wenn in eine sächsische Rechtsschule die Wurzeln deutscher Gesinnung bereits hinlänglich erstarkt sind!

Einstweilen und bisher haben wir von der Anneigung unbürgerlicher Rechtsmaximen Vieles zu leiden gehabt und verdanken wenigstens einen Theil unserer Rechtsunsicherheit demjenigen Advokatengeiste, der seine Ehre darinnen sucht, die ungerechten und darum auch verzweifeltsten Processe — über ein Menschenalter hinaus zu verlängern, was keinem Volke des Landes zuwider sein kann, als dem Sachsen, der schlechtweg ein Gewerbsmann, dem Kredit und schnelle Rechtspflege Luft und Wasser sind. Wer diese Kunst der ewigen Processe gelernt — bewundert, belohnt und geachtet gesehen hat, mißbrauchte sie um so leichter, je mehr ein Volksbe-

wußtsein selbst der Selbstsinn und das Selbstsein unter Umständen eingeschlummert waren, die wenige Eigenschaften hatten, ihn wach, munter und lebendig zu erhalten. Die letzten Fechter sind gewöhnlich die ärgsten Raufer; ihnen scheint ihr Ruf in der Friedfertigkeit zu verlieren, ihre Kunst will, statt der verwelkten immer frische Lorbeerkränze um die Schläfe winden. Ein Haudegen und Raufbold sucht die Gefahr auf, weil sie nur für einen andern eine Gefahr ist, für ihn selbst eine Gelegenheit zur Vitészség. Ein solcher berühmter Schlächter, der alle seine Gegner zu Boden schlägt, mag dieser der Beleidiger oder der Beleidigte sein — das Recht soll ja nicht entscheiden, sondern, wie im ungerechten Prozesse, die Gewandheit — findet denn seine Bewunderer, seine Verehrer auch seine — Nachahmer. Ein solcher Advokat — ungerecht, halsbrecherisch — glücklich und bewundert, gibt ein verführerisches Beispiel für die nachkommenden Advokaten und säet durch dasselbe ins Leben und Bewußtsein seines deutschen Volkes undeutsche Gesinnung und fremdes Wehen. Je schlechter die Zeiten, je häufiger die Prozesse, in jedem aber auch eine Partei, die Unrecht hat. Die ungerechte Partei ist aber die bestzahlende — der ungerechte Advokat also der bestbezahlte. Was macht dies für einen Eindruck auf das Gemüthsleben, auf die Gesinnung des Volkes? — Schweigen ist Reden — und Nichtssagen ein Hilferuf.

Palliative.

Diese traurigen Erfahrungen sind gemacht — die Kreditlosigkeit ist vorhanden — eine Quelle des Erwerbes ist nach der andern versiegt — der sächsische Wohlstand liegt, wie ein Schwindsüchtiger mit Wangen, die eingefallen sind, und auf denen die Röthe, als Ironie sich zeigt, als widriger, wehmüthiger Anblick da — Hilfe schien allen von Nöthen — Arznei dringendes Bedürfniß. Viele beredte und warme Herzen suchten in Palliativen das Heil und Rettungsmittel. Als solche sind angerühmt und vorgeschlagen, zum Theil auch angenommen worden: Wechselgerichte — Grundbuch — Leihhaus und die Sparkassen. Ich kann ihren ausgemachten Nutzen nicht läugnen, aber zugleich darf ichs nicht verhehlen, daß ich sie, als Palliative, nur ins

zweite Glied meiner Zuversicht und Hoffnung stelle. Sie kommen mir eben vor, wie der Dienst eines Regenschirmes, den Jemand in einem Zimmer, zum Schutze gegen eindringenden Regen, aufspannt, weil — das Dach voller Löcher ist. Er thuts ja — aber das Dach stopfen, wäre doch besser. Diese Gegenstände einmal in unseren Kreis der Berathung gezogen, muß ich nun schon näher betrachten, aber, weil die Zeit drängt, nur berührend, wie eine flüchtige Schwalbe, die über einen Fluß segelt, darein nur die Spitze des Schnäbleins taucht.

Von Wechselgerichten ist dermalen vielfach die Rede im Lande und fürs Land. Ungarn hat sie bereits eingeführt. Ich zweifle nicht daran, daß solche Anstalt zu vermehrter Rechtssicherheit führen wird. Zur Ueberlegung des Ob? und Wie? werden unsere Landesstände weniger Zeit, als Ungerland brauchen, da das Dafür und Dagegen schon in Preßburg besprochen worden ist, und bei der Aehnlichkeit beider Verfassungen läßt sich die Anpassung für hiesiges Land ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. Unsere Obliegenheit wäre überdies die, in Ungarn, nach der Veröffentlichung gemachten Erfahrungen zu Verbesserungen zu benützen. Nun meine Ansicht: Wechselgerichte sind ein Forum extraordinarium zwischen Kaufleuten von Profession an ihrem Orte, als allgemeine Prozeßnorm zu verwerfen. Wir Sachsen hätten der Wechselgerichte eigentlich am wenigsten von Nöthen, da unser Gesetzbuch Bedingungen der Rechtssicherheit genug in sich hat. Die dermalige Kreditlosigkeit unter den Sachsen liegt nicht in der Mangelhaftigkeit des Gesetzbuches, sondern in der Nichtachtung seiner Vorschriften und deren schlechte Anwendung. Das Sachsenvolk hatte in seiner Handelsblüte, wo es der theilweise Spediteur des Welthandels war, wo sein aktiver Handel nach Egypten und in die Ostsee reichte — dem ohnerachtet kein Wechselgericht; die Statuten reichten aus — denn, waren sie auch noch nicht gedruckt, sie lebten im Herzen, als Gesinnung, im Volke als Rechtsachtung und Rechtsfreundschaft. Dazu: Ebenso wenig die Erbauung eines ständischen Saales in einem reinmonarchischen Staate die Volksvertretung ins Leben ruft, sondern umgekehrt: Wechselgerichte erzeugen nicht den Handel, sondern der Handel die Wechselgerichte. In Ungarn ist es etwas an-

deres. Der Hauptstrom Deutschlands strömt durch seine gesegneten Gauen, und der Weg über die Landenge bei Suez, die Englands Beharrlichkeit dem überfirnißten Pharo abgetrotzt hat, stellt Ungarns Firma einst in den Vordergrund. Gelingen endlich die Expeditionen auf dem Euphratus, so stellt sich der alte Karavanenzug wider her; der ungarische Adel, verschmäht er Elle und Wage nicht, geht in seinen Enkeln einer glänzenden Zukunft entgegen, dem Reichthume eines venetianischen Nobilismus, wenn er das Bürgerthum oder den Gewerbsstand mehr begünstiget als bisher. Siebenbürgen hingegen, ferner liegend, hätten zwar auch seine Maris und den absatzreicheren Altfluß — doch ich verliere mich zu weit. Siebenbürgen wird an diesem Welthandel nur dann einen erklecklichen Theil haben, wenn dem Waarenzuge die Donau her und hinauf der Weg durch Kriege verlegt ist, daß alsdann die indischen und chinesischen Waaren, dieser Richtung gewöhnt, durch unser Land einen Umweg machen müssen. Bis nicht der Altfluß vor Allem und die Maris von Handelsschiffchen wimmelt, könnte man den Antrag auf allgemeine Wechselgerichtsordnung billigerweise vertagen. Wozu ein neues Loch in unsere Gesetze, die scharf genug sind und voller Humanität, um sich, ohne daß es ein Handelsbedürfniß ist, ein unbarmherziges Gesetz aufzuladen, das ein eigentliches Standrecht ist, wo man dem Schuldner nur so viele Tage zur Zahlung läßt, als einem Galgenvogel zur Rettung seiner Seele. Bedächten nur unsere Richter, und wäre es allen und allezeit klar im Bewußtsein, daß an ihren Lippen nicht allein die einzelne Entscheidung, sondern darinnen die Ehrwürdigkeit der Gesetze überhaupt und die Glaubwürdigkeit unseres Volkes hinge — die Statuta reichten noch immer aus. Daher ich immer und immer die besseren Zeiten für unsere gesellschaftlichen Zustände nicht einseitig in äußerlichen Einrichtungen, sondern in der innern Wiedergeburt suche. Die Rüstung machet den Helden nicht — sondern der Muth, die Kraft und die Kunst.

Die Grundbücher wollen dem Gläubiger das Vorhandensein einer Hypothek ausweisen, so wie auch sein Recht auf Befriedigung daraus. Kronstadt, als die erste Handelsstadt, ging voraus. Für das übrige Sachsenland sind sie gleichfalls angeordnet, in Städten und Märkten gewissermaßen auch bewerkstelliget worden. Dermalen garantiren unsere Grundbü-

cher, wenigstens so viel ich weiß, eigentlich nur die Häuser. *) Denn vom Hattertbesitzthum ist noch kein Ausweis vorhanden. Der Schuldherr läßt das Ackerland, welches der Schuldner angibt, in die Obligation schreiben und diese Obligation protokolliren: das ist alles! Wie nun, wenn dieser Schuldner dieses Ackerland entweder verkauft oder nie besessen hat. Wo ist da Sicherheit? Solche Fälle habe ich erlebt, auch das habe ich erlebt, daß die verpfändeten Länder größer vom Schuldner angegeben wurden, als sie sich befanden. **) Wo ist da wieder die Sicherheit. Grundbücherliche Versicherung ist nicht bloße Improtokollirung! Ein Grundbuch ist ein Buch, wo aller Landbesitz mit dem jeweiligen Besitzer verzeichnet ist. Sollen die Grundbücher bei uns zur Wahrheit und eine sichere Stütze des Kredites werden, sollen sie mehr als Name sein, was die Zeit und Schwäche liebt, so gehören als Ergänzungen dazu:

1. Ein gutes Gericht, von dem oben schon die Rede war.
2. Eine zuverläßige Ausmaß der Grundstücke, und
3. ehrliche Schatzmänner.

Sparkasse — Leihhaus — Versicherungsanstalten erlaube man mir zu übergehen, sonst komme ich nicht ans Ende.

Ohne gute Rechtspflege kann eine Verpfändung immerhin ausgewiesen sein: Ist auch die Schuldforderung sichergestellt — wenn man nicht zur Auszahlung gelangt, was nützt das Grundbuch? Nur die Hälfte dessen, was es nützen sollte und könnte. Auf unsern Prozeßgang läßt sich ein Mährchen anwenden, womit man die Kinder zum Schlafe bringt und folgendermaßen lautet: »Es war einmal ein Hirte von »100 Schafen. Mit diesen hatte er eine Gegend abgeätzt »und jenseits des Flusses auf dem Uferlande nickten viele »Blumen, klein und groß, und Wohlgeruch wehte der Wind »herüber. Dasselbige Wasser ist zum Durchwaten zu tief und »zu scharf. Er treibt also seine Heerde zur einzigen Brücke. »Diese ist eine Stunde lang und so schwach, daß immer »nur ein einziges Schaf sich darauf befinden darf. Er treibt »also das erste Schaf auf diese Brücke, welches hinüber zieht,

*) In Kronstadt auch andere liegende Gründe.

**) In Kronstadt sind alle Feldgründe mit der Quadratklafter gemessen, numerirt und in die Grundbücher eingetragen.

»so, nach einer Stunde, noch ein zweites und drittes. Eben »ists am vierten. Nun setzt sich der Hirte nieder um die »Stunde zu rasten, bis dieses seine Straße auch vollendet »habe. Wir wollen uns gleichfalls derweil in Geduld geben. »Schlafet derweil, ihr Kinder, oder seid wenigstens im Bett»chen ruhig, daß ihm kein Lämmchen erschrecket! wie leicht »könnte es herunterfallen und ertrinken; denn diese Brücke »schaukelt stark und hat kein Geländer. Wenn alle Schäf»chen drüben sind, wecke ich Euch schon auf und erzähle »dann weiter.« Diesem Kindermährchen gleichen, bei aller Ausweisung im Grundbuche unsere Prozeßzüge dermalen oft und oft. Bis der Gläubiger seine Schäfchen aus dem abgeätzten Beutel des Schuldners wieder auf sein jenseitiges Ufer, über die fatale Brücke und Passage des Prozesses bringt, hats gute und lange Weile. Denn, hat man auch das Deliberat in der Tasche, was hat man denn? — Kaum die Hälfte ist drüben. Denn ein Deliberat ist wohl doch nichts mehr, als ein gerichtlicher Ausspruch, daß in der Obligation ein Rechtsanspruch wirklich gegründet sei. Das glaubte der Schuldherr auch früher. Er suchte ja nicht Erkenntniß allein, sondern einen Rechtszwang, eine gerichtliche Nöthigung zur Zahlung. Gibt diese das Deliberat? O nein; es ist nur eine Anweisung zur Anwendung einer gesetzlichen zwingenden Kraft. Um aber diese Kraft in endliche Bewegung zu setzen, brauchts in manchen Fällen einer Doppelung der Sohlen, bisweilen neben dem Sommerrock, auch eines Winterpelzes. Wenn sich das Ding so lange verzieht, wo ist nun der Zwang, der diese Anweisung auf Zwang die Versilberung des Endurtheiles, die Leistung der Zahlung erzwänge? — Nun wo? Eben auch in der Machtvollkommenheit des Gerichtes. Der Zwang des Richters zur Exekution ist in derselben Hand, oder: wer gezwungen werden soll einen Andern zu zwingen, ist zugleich auch der Zwingende. Gesetzt, zu den 10 Schafen, die als Deliberat die Brücke passirt haben, kommt nicht einmal das erste Schaf als Anstalt zur Exekution hinüber, was dann? was? — Man klage! Im Ernste? Sollte dieses wohl ein möglicher, nöthiger Fall sein! Wie? sollte die Partei, die nur jetzt unter dem Richter stand, in den Nothfall kommen können, sich der erhobenen Person des Richters nun gegenüberstellen? Wohin

kommt da die Würde des Amtes, die Erhabenheit der Stellung? Wenn es aber sein muß und nicht anders geht! Gut, gut, aber es ist gleichwohl schlecht für Amt und Partei.

Das Amt verliert den Heiligenschein: mehr sage ich nicht. Die Partei, die das Recht auf ihrer Seite hat, kommt aus dem Regen unter die Traufe. So viel sieht Jedermann ein, daß der bloße Richterspruch als Rechtserkenntniß nur eine halbe Maßregel sei. Wie es nun gewiß ist, daß man nicht zum Ziele kommt, wenn man auf dem halben Wege stehen bleibet, eben so gewiß ist es, daß ein Deliberat ohne Willfährigkeit in der Execution, den Endzweck der Thädig nicht erreichet. Es ist Blindekuh gespielt — ein Spiel, wo aber Niemand froh wird. Sieht sich die Partei in der Nothwendigkeit, durch Klage und Beschwerdeführung, eine Anweisung sich zu verschaffen die erste Anweisung auf Zwang in Vollzug endlich zu setzen, so ruht ja die erste Anweisung derweil in Frieden, bis diese zweite anlangt und erwirkt ist. Es hätte dieser Sprünge nicht Noth, wäre der gute Wille und die Einsicht in die unendliche Wichtigkeit dieses Berufes auf Moral und Wohlstand in jedem Richter und Beisitzer gleich lebendig. Ich weise auf Niemand im Einzelnen, und meine Zeigefinger habe ich gerade jetzt, auf Ehre, in der Tasche. Ich verdürbe ja mehr damit, als ich nützte. Zu beklagen ist es aber, daß wir so sehr an Willensschwäche leiden, beinahe als ob wir schliefen. Wäre es doch ein erholender Schlaf, der Freiheit einer wohlthätigen Krisis gewesen! Gebe Gott, daß wir als neue Menschen erwachen, neugeboren nicht in Formen, die todt sind, als im Geiste, der lebendig macht. Grundbücher und Wechselgerichte sind wohl für den Handel und Kredit — Fahrwasser und Segel. Das beste Grundbuch ist die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit im Grunde des Herzens und das benöthigtste Wechselgericht ein Wechsel des Gerichts. Wenn wir das Wohl, die Ehre des Volkes wollen, wie wir sagen, so lasset uns thun ein Jeglicher, wie es ihn innerlich treibet, sein Amt in Rechtschaffenheit. Diese Sonne ist der wahre Volksfreund, der klug, gut und mächtig ist. Scheinet die Sonne der Gottesfurcht in den Herzen helle und warm, so dienen Leihhäuser und Sparkassen allerdings zur Sparsamkeit und Sicherheit

des Erwerbes, sie sind im Verkehr ein gutes Wagenschmier an der Handelsachse — scheint aber die Sonne der Gottesfurcht im Rechtsbewußtsein nicht, so ist die Wärme und das Licht der Leihhäuser und der Sparkassen nur ein Kohlenfeuer im Windofen, nur das Licht von einer Thranlampe.

Christliche Anstalten.

Christliche Anstalten: Vermögen erschafft der Erwerb: Erwerb ruht auf der Rechtssicherheit: Rechtssicherheit ist bedingt durch die Rechtspflege: Diese hängt ab vom Gerichtspersonale: Diesem gibt die Schule das Schrot, die Kirche das Korn. Wenn diesen Schlußfolgen die Wahrheit nicht fehlt; so folgte hieraus, als Schluß der Schlüsse, daß, wer der Welt wohl wolle, diesen zuvor wohlgewollt haben müsse. Denn es scheint, als läge alles Wohl in den Händen der Schule und der Kirche. Die Schule ist die Kirche der Kleinen: die Kirche ist Schule für die Großen. Das Christenthum ist ein Edelreis auf den Wildling des natürlichen Menschen gepfropft. Der alte Adam treibt aus der Wurzel immer neue Wildschossen, am wilden Stamm neue Augen. Die christliche Obrigkeit — die Rechts- und Schutzanstalt des Staates, hat den Ziegen zu wehren, daß ihre Zähne dem Baume nicht das Leben rauben: sie hat dem Frevel zu wehren, daß kein böses Herz die edlen Zweige zusammenbreche: sie wird der Art des Unverstandes wehren, daß der christliche Baum nicht gefället werde. Dies zu verhüten hat der Staat den Kirchen- und Schulbaum, d. i. den Baum des Christenthums, mit Gesetzen umzäunet, und die Sorge, als Schirmvogt, übernommen. Die christliche Geistlichkeit aber wird in ihrem Berufe sein, wenn sie, als Gärtnerin, in der Baumschule des Lebens die jungen Wildlinge immer neu mit dem Evangelium pfropfet — die Raupen zerstöret, welche die Blüte fressen, diese Hoffnungen der Weltverbesserung, deren Inbegriff das Reich Gottes ist — sie wird die kranken Bäume heilen, die Wasserschossen abschneiden, die Wurzeln in Tragkraft setzen, das Erdreich lockern und vom Unkraut reinigen u. s. w. Gott aber, der Herr sowohl des Gartens, als der Gärtner, läßt scheinen seine Sonne und gibt Regen, Segen und Ernte zu seiner Zeit.

Vom ihm, dem Vater des Lichtes, kommt alle gute und vollkommene Gabe, wenn wir ihn darum bitten, so wir deß doch alles nicht werth sind.

Kirche und Schule sind also zur Herstellung und Erneuerung des Bildes Gottes in uns, und dadurch auch der Welt und ihrer gesellschaftlichen Zustände — förmlich berufen. An ihren Bemühungen ists gelegen auch das untergegangene oder geschwächte Rechtsgefühl im Volksbewußtsein wieder aufzuwecken und zu beleben, nachdem die Rechtsunsicherheit, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge mit sich brachte, dasselbe untergraben hat. Die Kirchen aber, gleicherweise auch die Schulen, so wie auch alle übrigen christlichen Anstalten, haben an ihren äußeren Mitteln, an ihrem Vermögen, so gut eine Schmälerung gelitten, als das Privatvermögen jedes Einzelnen. Nur ist der Verlust bei ihr bedauerlicherer, als bei einem Privaten. Denn sind auch durch den Geldabschlag viele reiche Privaten arm geworden, sie, wenn sie leben, oder ihre Kinder, werden sich den Verlust leichter ersetzen. Denn der Lebende hat Hoffnung. Hingegen die Kirchen, die Schulen, die frommen Stiftungen, die Anstalten zu edlen, menschenfreundlichen Zwecken, Waisenhäuser, Spitäler u. s. w. mit einem Worte die christlichen Anstalten — wie werden sich diese die erlittenen Geldverluste, die eingebüßten Geldkräfte ersetzen? — Auch ihre Kapitalien sind auf 8 pro Cente gefallen. Ihre Wirksamkeit ist doch bedingt von ihren Mitteln! Es verhalten sich aber ihre dermalen Kräfte zu der früheren, die Wirksamkeit von jetzt zur Wirksamkeit von früher, wie 8 : 100, d. h. sie haben gleichfalls um 92 pro Cento verloren. Wären diese Anstalten im Besitze ihrer vollen Mittel, ständen ihnen die alten Kapitalien in ungeschwächter Kraft zu Diensten, wie gut käme ihre volle Wirksamkeit dem größeren Bedürfnisse der Zeit, der Noth der kränkeren Gegenwart zu Statten! Die Gesinnungen der Menschen, der Zeitgeist, befindet sich wie ein Schiff auf dem Meere der Welt, mit zerzissenen Segeln, zerbrochenen Rädern — nur der Kompaß der Kirche ist recht. — Der Mangel an gewöhnten Bedürfnissen macht die Mannschaft meuterisch — ein Blutbad unter dem Schiffvolk ist wahrscheinlich, dann das Grab in den Wellen gewiß: — bei diesem Zustande der Gesinnungen hätte nur die Kirche

ihre verlorene Kraft, ihre eingebüßten Mittel — wie würde sie dem Dampfkessel ein vermehrtes Feuer geben, die Schaufelräder würden brausen und am Schlepptau führte die rettende Kirche den rettungsbedürftigen Staat aus Noth und Gefahr, aus Tod und Verderben. So aber bläst sie umsonst in die Handvoll übriger Kohlen, sie kann nur klagen, und — beten. Sie hätte, reich geblieben, Unterstützung gewährt, nun arm geworden muß sie betteln, um nur sich das Dasein, als äußere Anstalt, als Gefäß, zu erhalten. Die Kirchenfonds, die Schulfonds, die Fonds der Waisen, der Siechen, des Alters, der schuldlos Verarmten ꝛc. ꝛc. sind theils geschmälert, theils eingegangen, theils liegen sie im Stadium des Federlesens. Glaube, Liebe und Wissenschaft sind in ihrer Idealität freilich jedem Geldwechsel und Geldabschlag entrückt und enthoben. Ideen fliegen, wie Adler bei Regenwetter, über die nässenden Wolken hinauf in die oberen Regionen des Sonnenscheines, der Himmelsbläue, der ewigen Klarheit. Wollen aber die Ideen der Sterblichen helfen, so müssen sie das Kind der Welt, das Fleisch der Wirklichkeit anziehen, eine irdische Erscheinung werden, wie der ewige Rathschluß Gottes, der Logos, in Jesu Christo, im Fleische erschien. Gotteswort und Gottesgeist bedarf eines irdischen Leibes, eines Organes ihrer Thätigkeit auf Erden, auf die Erde. Einen Einfluß auf die Welt kann die Idee und Aufgabe der Kirche nur als äußere Anstalt, als irdische Einrichtung haben. Der himmlische Zweck kann der irdischen Mittel nicht entbehren. Soll die Kirche mit Kraft und Muth, wie Simson die Philister, die Kinder des Unglaubens und Aberglaubens erschlagen, und die Kinder Gottes schützen, also: dem Bösen steuern, und des Guten pflegen; so müssen da Knochen und Sehnen, Arme und Beine sein. Ohne Gliedmassen, ist man auch stark und muthig, was nützet Muth, was nützet Kraft? Wie kann also Schule und Kirche leiblich wirken, fehlen ihr die Mittel? — Die Barmherzigkeit kann die Kirche haben: aber von der bloßen Barmherzigkeit wird kein Spitäler satt — — die Lehre kann sein: von was lebet aber das Maul, welches lehren soll? — — Das Evangelium ist da: wenn nun aber der Diener des Wortes nicht zu leben hat! Der Glaube ist und die Wissenschaft: wenn aber der Schulmeister schlechter bezahlt ist, als ein Hirte! — Das liegt

nur am Mangel der Geldmittel. Reichlichere Mittel können unter dem sich anbietenden Personale eine bessere Auswahl treffen: das Genie, das Talent, das geeignete Individuum wird für diesen Beruf, für diesen Dienst gewonnen und dabei festgehalten, wenn die christlichen Anstalten ihm dieselben Kränze, dieselbe Früchte bieten. Wie mancher Bauer geht hinter dem Pfluge, der aufs Katheder gehört, und wie mancher Pfarrer steht an einer Stelle, wohin er nicht gehört. Die christlichen Anstalten, ich will nur Kirche und Schule nennen, fehlten nicht die Mittel, wären im Stande den Mann für den Dienst zu suchen, während die Verarmten den nehmen müssen, der sich dazu entschließt. Was hat die Jesuiten zur Weltmacht erhoben? Der Grundsatz: Jeden an diejenige Stelle zu setzen, zu der er einen inneren Beruf hatte, zu was ihn die Natur erschuf? — Eben, weil die Welt im Argen liegt, muß dem Lehrer der Jungen und und Alten, durch Wegnahme der weltlichen Sorgen, durch Befriedigung sogenannter gemeiner Bedürfnisse, durch Verschaffung einer unabhängigen Stellung in der Welt — für seinen Beruf — Liebe und Freundlichkeit des Geistes verschafft werden. Der Kranken und der Krankheiten sind viele. Jetzt braucht das Sanitätskollegium viele Helfer und Helfershelfer und die Apotheker der Seele müssen, wo sie hingreifen, volle Ladel, volle Büchsen und Flaschen haben. Gerade jetzt aber, wo Seelenübel epidemisch grassiren, ist die Haupttheilanstalt ohne hinreichende Mittel. Wie sollen sich diese christlichen Anstalten, die Kirche nun ihre erlittenen Verluste, die eingebüßten Mittel der erforderlichen Wirksamkeit, wieder ersetzen? — —

Ihr Vermögen, ich meine das weltliche, irdische, die Geldmittel, bildete und entstand aus den Gaben ganzer Jahrhunderte, aus Vermächtnissen frommer Begeisterung, heißer Liebe zur erkannten Sache Gottes, aus Ersparnissen der Gottesfurcht, die sich die Gabe vom Munde abbrach, die ihren Kindern, ihrem Blut den Bissen entzog, um damit ihrer Seele die Erlösung, die Vergebung, das Himmelreich zu erkaufen. Ob diese Vorstellung in dem Aberglauben wurzle, steht noch dahin. Wo ist nun dieser Sinn? wo diese Ansicht, wo diese Kraft? Theils ist dies Alles gestorben, theils unkräftiger geworden. Noch lebt aber der ewige Keim in jeder Menschenbrust, er wird, wie das verwesende Waitzenkorn

auch eine Zeit der Wiederbelebung haben: Christus, von der Welt verkannt oder unerkannt, darum verspottet und gekreuziget, und von der Welt noch im Grabe behalten, wird auch für unser Zeitalter seinen Auferstehungsmorgen, seinen Ostertag haben. Noch weinet die glaubende Maria und die liebende Magdalena am versiegelten Grabe. Die Sache der Kirche scheint verloren. Der weltliche Rüsttag ist aber bald vorbei. — — Die Glaubensfahne, die Siegesfahne wird sich wieder entfalten — bald — und wieder wird sie, in der Höhe, als Standarte der Menschheit wehen! die Witwen werden ihre Scherflein wieder in den Gotteskasten legen u. s. w. Wäre aber dieser Zeitpunkt der Himmelsliebe und der Weltverachtung auch schon wieder da: Jahrhunderte müssen erst an aussterbenden und sich ersetzenden Geschlechtern vorübergehen, bis aus den einzelnen Einlagen die alte Kapitalssumme sich wieder sammelt. Nun ist aber dermalen nicht nur in dem frommen Sinne, und in der thätigen Huldigung fürs Kirchengut, sondern auch in den Vermögensumständen der Gläubiger die Ebbe eingetreten. Wäre die Mildthätigkeit gleich geschäftig, wie in den alten Zeiten, so stehet dermalen dem frommen Sinne weniger zu Gebot. Wenn früher etwa die Frömmigkeit, ein pro Cento ihres Vermögens auf den Altar legte, so betrug dieses pro Cent von einem Vermögen von 1000 fl. gerade 10 fl. Nun das Vermögen auf 80 geschmolzen ist, beträgt dasselbe pro Cento nicht mehr als 48 kr. Welches ablaufende Verhältniß, bei gleichem Willen die ungleichste Wirkung! Hätte die Mildthätigkeit zur Gründung ihrer Stiftungen von der Reformation bis 1800 einer Zeit von 300 Jahren bedurft, so bedürfte sie jetzt, wenn sie in dem Verhältniß ihrer Gaben sich gleich bliebe, eines Zeitraumes von 3750 Jahren. Sollen unterdeß die Talente der Armen, aus Mangel an Unterstützung, dem Staate, der Kirche, dem Volke, der Welt und dem Himmel verloren gehen? — Sollen die eingegangenen Convikttische der Mittellosen so lange ungedeckt bleiben? sollen, bis dahin, unverschuldete Arme unter den Zäunen vergehen? sollen dem im Schuldienste oder Kirchendienste unversorgt gebliebenen und untauglich gewordenen Gottesdiener kein Scheit Holz für seine zitternden Glieder, keine schwarze Suppe für seine hinterlassene Witwe und Waisen verabreicht werden? —

sollen die Nachkommen einst blühender Geschlechter, die ehemals, als ihre Familie im Wohlstand war, Kirche, Schule und Siechhäuser etc. etc. unterstützten oder begründeten, nicht einmal ein Abcbuch zum Lernen erhalten? sollen ihre Nachkommen, die Nachkommen der Volkswohlthäter, als verschämte Hausarmen, keinen Bissen Brot im Mangel, keinen Wärter in der Verlassenheit, keinen Strohsack auf das Sterbelager erhalten?

Schon die Reformation riß unter uns Sachsen der heiligen Kirche die Ehrenkleider zu Fetzen vom Leibe. Hätte man sie dem trägen Genusse auch mißgönnt, warum verwendete man sie nicht auf den Fleiß und die nützliche Verwendung? für Arme, Hilflose u. s. w. — Was hat die Welt denn davon gewonnen, daß sie eine Kirchenräuberin ward? Wenn die weltlichen Machthaber jener Zeit dem Mißbrauch das Gut abgenommen und dem rechten Gebrauche zugetheilt hätten, also daß alles der Kirche geblieben wäre, was ihr nach göttlichem und weltlichem Rechte gebührte — wie schön und herrlich stünde sie da, und ihre schmutzigen Hände, die ihnen aus dem Grabe herausgewachsen sind, würfen keinen Schatten auf eine Sache, die reiner nicht sein kann, und erzeugten keine Schamröthe auf den Wangen derer, die allein darüber zu erröthen haben? Die Nationalfürsten mögen freilich Manches verschlungen haben, der türkischen Hyäne mag freilich manches Kirchengut vorgeworfen worden sein, um das Volk zu retten — was an weltlichen Händen hängen blieb, von dem schweige ich. — Es ist vorbei; aber einen großen Fehler begingen die Alten darinnen, daß sie drein einwilligten, die übriggebliebenen oder die entstehenden Schätze der Kirche auf G e l d zu gründen, statt die Wirksamkeit der Gaben für Menschen und Gottesliebe auf den ewig dauernden G r u n d u n d B o d e n, auf liegende Feldstücke zu basiren! Die Zeit und ihre Unfälle hätten wohl auch hier Eintrag thun können, aber die Kraft und Wirksamkeit dieser Gaben wäre doch nicht von 1000 auf 80 gefallen. Der h. Vater in Rom, von dem ich bedauern muß, daß er keinen w e i t e r n Mantel hatte, läßt sich vom Staate, mit dem er konkordirt, bei Stiftung neuer Bisthümer, ihre Rente n i e auf Staatspapiere anweisen: da muß schon in die Dotationsurkunden G r u n d u n d B o d e n kommen. Klug und nothwendig! Wäre nur die

Erfahrung der Vergangenheit, die Klugheit der Gegenwart für Protestanten eine Lehrerin der Zukunft!! freilich in manchen Stücken nur ein Mantel nach dem Regen — die Vorsorge des Mantels wäre ja aber doch gut bei einem künftigen Regen.

Wo ist aber die Möglichkeit gegeben zur Verbesserung der Vergangenheit, die Aussicht einer **Restitutio in integrum**? — Hier nicht, und da nicht, auch an vielen andern Orten nicht. Soll der Schaden ersetzt werden, den die christlichen Anstalten erlitten haben, so kann die Ersetzung des Schadens nur von dem erwartet werden, dem diese Opfer zu gute gekommen sind. — Doch nicht etwa vom Staate? — von wem denn? — Die Kirche, das Christenthum, die Anstalt Gottes kann es, im Namen der Todten und Lebendigen verlangen, nichts mehr nichts weniger, als Ersatz. Fragt man, auf was ich diese Bevorzugung, dieses Mehrrecht und Vorrecht der Kirche, und nur für sie allein begründe? — Nun auf sie und ihr Wesen selbst! Denn allen Gläubigern kann es der Staat nicht ersetzen; Privaten mögen sich es selbst ersetzen, diese Anstalten können dies aber nicht. Wenn es der Staat der Kirche ersetzt, kommt der Ersatz dem Himmel und der Erde zu gut, und der Staat selbst zieht den besten Nutzen daraus. Ich rufe ja nicht einen menschlichen Richter, ein menschliches Recht oder Gesetz an: ich rufe diejenige Gerechtigkeit an, die vor Gott gilt, ein Recht, das der Finger Gottes geschrieben hat in unsere Herzen. Wie es Gesetzschulden gibt, auch Ehrenschulden, so gibt es auch, außer diesen und über diesen, auch — Gewissensschulden. Solcher hat das Christenthum an den Staat zu fordern. Hat Frankreich, wo man am Sonntag in den Straßen pflastert, und wo am h. Pfingsttage auf dem Dache der Zimmermann die Marseillaise singt, doch Religiosität genug gehabt, eine Milliarde Franken, zur Entschädigung des Adels zu zahlen, warum sollte ich nicht eben so viel, oder mehr Religiosität von einem christlicheren Staate voraussetzen dürfen!! Frankreich wollte die Aristokratie mit dem neuen Zustande der Dinge, der ihm die Besitzungen seiner Väter, die Schlösser seines Ruhmes, den Boden der Erinnerung gekostet hatte, durch Wiedererersatz aussöhnen: und mit dieser Weisheit hat die Regierung den Krater der Re-

volution verschüttet. Oestreich, das fromme, dem Gott die Unterthanen treu und ausdauernd erhielt, benöthiget keiner Milliarde zur Versöhnung mit der Revolution — aber groß und edel, weise und gerecht wäre eine Aussöhnung des Staates mit der Kirche, wie ihre Mittel der Wirksamkeit zum Opfer gebracht haben: nicht mit den Institutionen des Geburtsadels, sondern mit dem Adel der Seele, den Anstalten der Veredlung. Es zahlet sie nicht an die unruhigen Geister, sondern an die Geister der Beruhigung, an die Teufelsbanner und Exorcisten. Hat Frankreich für seine Klugheit einen Dank vom Adel zu erwarten; die kirchlichen Anstalten des Kaiserstaates werden ihn nicht schuldig bleiben. Hat der Adel Dank; hat die Kirche Segen. — Die, welchen die Milliarde zu gut kam, werden vergessen oder sterben — die Kirche lebt ewig. Ohne Kirche kein Staat, wie kein lebendiger Mensch ohne Seele. Ohne Idealität, was ist die Realität? Was? was Frankreich war, nach Abschaffung der Religion, Brutalität, ein Gesellschaftszustand, der damit anfängt, wo das Menschliche aufhört. Die Kirche hat ihre Zukunft für und für. Wer herrschen will, braucht den guten Willen *in* den Unterthanen, und den Zwang und die Nöthigung *außer* den Unterthanen. Von beiden ist, als im allgemeinsten Ausdruck, ein Sinnbild: *das Kreuz* und *das Schwert*. Diesen guten Willen, diese eigene Unterwerfung unter das Gesetz und die Obrigkeit, oder den Gehorsam, die Unterthanentreue und Unwandelbarkeit der Pflicht gegen den Staat lehret die Kirche, und sucht sie im Herzen als Ueberzeugung, als Neigung, als Befehl und Willen Gottes zu gestalten. Sie hat eine Zukunft, wie sie eine Vergangenheit hat. Alles, was sie that, that sie zwar einem andern Herrn zu Liebe, als Diener eines höheren Reiches — allein was sie that, war immer ein Vortheil für den Staat. Die Sonne ist keine Dienerin der Erde — sie läuft nach einem höheren Willen, und doch erhält die arme, kalte, dunkle Erde von ihr Leben, Licht und Wärme. Wenn die Kirche vom Staate eine Rücksetzung in den vorigen Stand verlangt, wünscht sie dies um dem Staate damit einen Gefallen zu erzeigen, und darf, eben um dieser Uneigennützigkeit willen, mit Mutterstolz auf das sehen und zeigen, was sie dem Staate, auch nur in den nächsten 40 Jahren für Wohlthaten erzeugte. Hat nicht

sie in den verflossenen und verhängnißvollen Jahren in der Brust jedes gehorsamen und todtwilligen Soldaten mitgekämpft und mitgestritten? — Wer zeigte dem sterbenden Krieger, dem siegenden, wie dem besiegten, den Lorbeerkranz unter den Sternen? Der Himmel ward als Aussicht geöffnet in den unbeschreiblichen Drangsalen des Krieges auch da, wo der Staat keine Belohnung, keine Zwangsgewalt hatte! Wo und wer lehrt die Vaterlandsliebe? wer bringt die Pflicht zur Einsicht und Ueberzeugung? wer legt jeglicher Begeistrung die Grundlage, wer das Gefühl für Ehre? Wer predigte Geduld, Hingabe, Aufopferung, Hoffnung? Wer erregte unter den Völkern die Bewegung der Geister, daß sie bei Leipzig des Haders vergaßen und durch Eintracht siegten, wofür dankbar die Monarchen auf die Knie fielen, weil sie wußten, woher es kam. Der Geistessturm verbließ die Napoleoniden, im tiefsten Grunde thats die geisterbildende Kirche, die unablässig und beständig eine Hüterin, Wärterin und Pflegerin der Seele ist. Damals erkannte die gekrönte Weisheit der Welt, was die Welt der Kirche zu danken habe, als derjenigen Anstalt, die eine Herrscherin der Geisterwelt sein soll und kann, weil sie am Thore des Lebens den Säugling auf die Arme nimmt, als zärtliche Mutter den Wanderer mit Ermahnung, Trost und Stärkung, die ganze Strecke begleitet, den Todesschweiß abwischt und selbst die aushauchende Seele in ihre Gebete einschließt.

Die Wunden dieses mörderischen Krieges heilen Allen wieder — nur der Kirchen Wunden bluten fort. In der Mitte einer verweltlichenden Welt, der eine idealische Richtung nach oben so von Herzen Noth thäte, sitzt sie da mit abgebrochenem Schwerte — von Hoffenden, Wirkenden und Erwerbenden umgeben — eine Trostlose. Der Staat behandelt sie als eine Unmündige — hat ein Unmündiger bei Einbuß die Schadloshaltung nicht am Vormund zu suchen, und hat nicht der Staat die Schirmvogtei übernommen? —

Oestreich ist aus dem Abgrund größer und herrlicher emporgestiegen, ein Taucher, über dem die Unglückswellen brandend oben zusammenschlugen, der aber aus der Todestiefe lebensfrischer und mit Schätzen beladen ans Tageslicht und in den Glanz der Oberwelt emporruderte. Oestreich ist gerettet und trägt die Palme und den Lorbeerzweig: ihm hat

der Herr geholfen wie dem Lazarus in Bethanien, der schon roch. Todesrettung kam aus dem Geisterreich, vom Vater der Geister.

Wie danket nun würdig — weise und einzig der gerettete Staat dem rettenden Gott? — Nur durch Erhaltung derjenigen Kraft, deren Wirksamkeit er an seiner Rettung erfahren, durch Ersetzung der eingebüßten Mittel an die christlichen Anstalten, deren Inbegriff die heilige Kirche ist. Solcher Dank gebühret den Altären: er gefiele dem Herrn wohl! Gott allein die Ehre! —

Ende des ersten Theiles.

Zweite Abtheilung.

Die Verarmung.

Grund und Boden.

Die Leute sagen: das Land verarme. Wie ists auch anders möglich? Denn, wer fortwährend mehr ausgibt, als einnimmt, kommt sicher an den Bettelstab. Das läßt sich ja an den Fingern abzählen? Wer z. B. 1000 Gulden ererbt, erarbeitet, gefunden oder gestohlen hat — das sind ja so ziemlich alle Titel, unter denen man zu Vermögen kommt — und zu diesen 1000 fl. nichts mehr hinzuthut, würde sein Lebtag damit genug haben, wenn er nichts davon verthäte. Weil aber dieses nicht geht, so wird diese Summe von Jahr zu Jahr kleiner, und, wenn seine Ausgaben jährlich 100 fl. betragen, ist er mit seiner Baarschaft in 10 Jahren fix und fertig. Ja, wer mehr verthut, kommt dem Beutel noch schneller auf den Grund: ein Kartenspieler z. B. kann in einem Hu es bewerkstelligen, daß ein Beutel umgedrehet werden kann, ohne daß ein Kreuzer herausfällt, wiewohl nur kurz zuvor 1000 Gulden darin waren. — Dieser erste Fall, den wir betrachteten, war ein Mensch, der Etwas besaß und nichts erwarb: — nun nehmen wir umgekehrt einen Menschen, der nichts besitzt aber etwas erwirbt. Dieser fingirte Habenichts verdient jährlich 100 fl. — aber eben so viel betragen seine Ausgaben. Macht er einmal den Versuch mit sich zu rechnen, so lautet am Sylvesterabend der Ansatz:

Verdient	100 fl.
Ausgegeben	100 fl.
Summa	— fl.
Sonstiger Besitz	000 fl.
Vermögensstand	— fl.

So werden diese 2 Beispielsmenschen, über kurz oder lang, nach erster Annahme in 10 Jahren — in ihren Vermögensständen Brüder und Kameraden; jedoch, mit Erlaubniß, in zweierlei Eigenschaften. Der frühere Kapitalist kann die vorige Lebensart nicht mehr fortsetzen, da das Kapital selbst aufgezehrt ist, von dessen Interessen und Verbrauch er lebte: sein Kamerad, der, was er erwarb, auch alles verthat, kann sein Wesen noch länger treiben. Er erwirbt und verzehrt, wahrhaftig wie ein Kind, daß er sein Schlittchen auf eine Anhöhe zieht und sich drauf setzt: Halloh he! gehts herunter. Der Genuß herunter hat die Anstrengung hinauf schnell verzehrt. Will es sich wieder den Genuß verschaffen herab zu rutschen, muß es wohl erst keuchend wieder auf die Höhe steigen. — — Zwischen diesen beiden Habenichtsen steht in der Mitte noch als dritter Mann, als Ergänzung des Kleeblattes derjenige, der theils besitzt, und theils erwirbt, aber mehr ausgibt, als er einnimmt, und daher auch vom Kapitale zehrt. Diesen drei Repräsentanten eines großen Theiles unserer Bevölkerung muß doch ein Rath ertheilet werden. Die Aufforderung dazu liegt in ihrer Wirthschaftsführung: Der Rath lautete ohngefähr also:

1. Freund Kapitalist, der du nur ein Maul aber keine Hände hast, erwirb doch nur wie wenig, so gelangst du später zum Entbehren. Magst du sparen oder knausern: ohne Erwerb hilfts wenig. Erwirbst du nichts — mit Schneckenpost oder Dampfwagen kommst du doch beim letzten Heller an.

2. Du aber Erwerbsmann, der, was er erarbeitet, auch verzehret — entweder vermehre deinen Erwerb, oder vermindere dein Verthun. Solches wird deinem Alter, deiner Krankheit, einem Unglücksfall zu gute kommen.

3. Du dritter Mann, bist eine Fledermaus, befolge den Rath Beider.

Solcher Leute gibt es Viele, Wenige halten sich dafür. Die Menschen des Zeitalters zahlen von alten Kapitalien, wie Bären vom Sommerfett, oder fahren Schlitten, wie Schulbuben, nur auch wieder mit dem Unterschied, daß diese Bären glattleibig sind, und diese Schulbuben Backenbart tragen. Mein Gott, dies alles ist aber so bekannt, als das Einmaleins gewiß ist: über Verarmung ist schon alles gesagt, was darüber gedacht worden. Die Zeit weiß es, und doch eilt sie,

wie ein rasender Tänzer dem Grabe, lachenden Gesichtes der Armuth entgegen. Daß wir durch unbesonnenes Leben in die Verarmung gerathen, dafür gibt es gewisse Anzeigen, die als Beweise dieser Behauptung angeführt werden können, nämlich der rasche Gang der Nachbarzeichen — das mit Zetteln bedeckte schwarze Bret, des Hannen Stimme nach der Vesper und endlich der schaurige Ton der Trommel, und der heisere Ruf: Wer gibt mehr!? — Alle predigen: Mehr verthun als erwerben ziehn Hemd und Hosen aus! — Hat man denn seit Menschengedenken je so viele Grundstücke und Häuser feilgeboten und verkauft, als in jetziger Zeit. Dieser Handel und Tausch geht ja rasend und im Schwung: über Geldwechsel darf man hiebei nicht klagen — es lauft ja hin und her, zum Erbarmen. Ach! vom väterlichen Hause sich zu trennen, die Wiegstellen zu verlassen — — das Erbe eines vieljährigen Familienbesitzes zu verlassen ist ein Entschluß, dem viele Nächte mit verheimlichten Seufzern, mit verstohlenen Zähren vorangehen mögen. Der allgemeine Staatsökonom kann zwar sagen: Ein Verkäufer setzt immer einen Käufer voraus. Der Vermögensstand bleibt sich gleich! Wahr ist dies, das schlimme Zeichen des Verkaufes wird aufgehoben durch das gute Zeichen des Kaufes; ist hier ein Minus, (—) so ist dort ein Plus (+), der Stand des Landesvermögens bleibt sich hiebei gleich: das Geld und die Häuser wechseln blos die Herren — der Besitz bleibt sich gleich: das Geld geht aus der linken Tasche in die rechte, und aus der rechten in die linke, das ist alles. Ja, damit wollte ich mich auch trösten, wenn Peter und Paul von einer Nation wären: es wäre dann Kauf und Verkauf nur eine neue Vertheilung des Vermögens in einem und demselben Volke. Das Ganze bliebe, bei wechselnden Herren, von Grund und Boden doch der Herr. Wenn aber Peter und Paul aus zwei verschiedenen Nationen sind, so wird diejenige Nation, wo es viele verkaufende Peters gibt, in eben dem Maße ärmer, als diejenige Nation, worin es viele kaufende Pauls gibt, dadurch reicher wird. Wer nun und dermalen im Lande die Peter und die Paule sind, brauche ich nicht zu sagen. Sagte auch kein Geständniß: es brennen die Wangen: wer aber auch hievon keine Spur hat, der Augenschein, die Steuertabellen machen es aller Welt offenkundig. Dächse haben einen wohnlichen

Bau gegraben mit Mühe und Schweiß, nun müssen sie heraus, wie wenn der Gevatter Fuchs etwas hineinthut, wobei man die Nase zuhält: er hat es bequem im Fertigen. Allerdings ist bei dieser Peter- und Paulschaft nicht eigentlich darauf Rücksicht genommen, ob das Land im Allgemeinen verarme, sondern nur auf den speciellen Fall einer Nationalität ist eine Andeutung gegeben mit einem ungehörten Seufzer und unbemerkten Thräne. Nun könnte zwar von mir die Nervenschwäche oder die absichtliche Selbsttäuschung so viel Schonung verlangen, ein Ferneres darüber nicht zu sagen und schnell über dieses Wehgefühl zu gleiten: fordert doch die feine Lebensart sogar vom Sittenprediger in den magenstärkenden Bitterthee so viel Zucker zu thun, daß mit dem widerlichen Geschmack auch die beabsichtigte Wirkung verloren geht. Ich aber kann weder dem Patienten seine Lage verhehlen, noch will ich die Erweckung unangenehmer Gefühle vermeiden, noch darf ich. Denn mit der Heilung von Seelengebrechen hat es eine andere Bewandtniß, als mit den Krankheiten des Leibes. In großen und gefährlichen Leibeskrankheiten würde das vorhandene Uebel oft noch vermehrt, wenn man dem Todtkranken die Gefahr entdeckte, in der sein Leben schwebt. Täuschung kann als Beruhigungsmittel eine Wohlthat sein. In Sünden- und Seelengebrechen ist die nackte Wahrheit die beste Arzenei. Der sündige Mensch streift sich nur im engen Bußpförtlein sein Sündenkleid ab, und die Erkenntniß seines elenden Zustandes muß ihn geißeln und sein Gewissen muß ihm seine inneren Umstände so unleidlich machen, daß er die Reue ergreift, um die Hoffnung einer Aenderung zu umarmen. Dies aber kann allein die Wahrheit bewerkstelligen. Schonungslosigkeit ist Noth, ein Werk der Liebe! Mein Volk ist von Innen mehr noch bedroht, als von Außen. In öffentlicher Schrift über die Gefahr einen Mantel breiten, wäre Verrätherei und Schlechtigkeit. Auf die Gefahr hin von dem Heißgeliebten gehaßt zu werden, muß ich wahr sein. Noah, der erste Winzer, verfluchte zwar den Ham, als dieser von des trunkenen Vaters entblößter Scham seinen Brüdern erzählte, und diese rücklings gingen und mit abgewandtem Gesichte auf den entblößten Vater einen Mantel warfen — aber — diese Schande vermochte doch eine Sinnesänderung im Erzvater erweckt zu

haben, daß er dieses Lasters ferner sich enthielt. Von dem, daß er aber niemals mehr trunken worden, steht ja nichts in der Bibel. Wörtlich nicht — allein daß er 950 Jahr alt ward, ist doch ein Beweis, daß er kein Trunkenbold war. Und es ist eine große Frage, ob er Kraft über sich und den Weinreiz gehabt hätte, wäre das Gefühl der Schande dem Edelschein der Nüchternheit nicht zu Hilfe gekommen. Ham war ein unzartes Kind, allein ein wirksamer Sittenverbesserer.

Wenn in einem Lande nur Ein Volk lebt — dann ist der Wechsel des Besitzes gleichgiltig. Denn der Besitz bleibt im Schooße des Einen Volkes: Käufer und Verkäufer sind Nationsgenossen. Wenn aber durch Kauf und Verkauf der Besitz von Grund und Boden von einem Volke zu einem andern übergeht; so fällt hier die Schale, und die andere steigt. Die Nationen des Landes sitzen, so zu sagen, um einen Spieltisch: Unger, Szekler, Sachsen und — Walachen. Was diese vier Spieler zusammen besitzen, ist Landesvermögen. Wie auch Einer gewinnt, und der andere verliert, die Summe der Vermögen bleibt sich im Allgemeinen gleich. Was aber ein Spieler verliert, gewinnt der andere. Die eine Nation steht ärmer auf, die andere reicher. Das Spiel also mit seinem Verluste und Gewinnst schwächet und stärkt die einzelnen Spieler untereinander und im gegenseitigen Verhältnisse. Die Hand aufs Herz gelegt, wer ist dermalen der Gewinner, und — wer der Verspieler? — Kauf und Verkauf ist, wie dermalen die Sache steht, in fundo regio, ein N a t i o n a l v e r l u s t, und unsere reiche Nationalkasse nur eine Ironie darauf. In den Familien, in den einzelnen Haushaltungen suche ich das Heil des Ganzen — die Kassa ist einen Pfifferling werth — für mein Volk kein Trost und keine Hoffnung. Reiche Bauern, reiche Bürger das heißt was, das ist Etwas, das gibt Aussicht und Zukunft. Ein Wind — — — Ihr Hüter des Schatzes, und — die Kassa ist weg. Grund und Boden ist Besitz, ein Kapital mit ewigen Interessen, ein Nationalvermögen, evident ohne Buchhaltung und Schuldscheine. Eine arme Nation mit einer reichen Cassa ist ein Blendwerk! Was hilft es, wenn die Ganzheit einen vollen Beutel hat, und die Einzelnen haben leere Taschen? Da gefiele es mir besser eine leere Nationalkasse bei herrschen-

dem Wohlstande in der Nation. Hätten wir Sachsen jetzt, wie früher, aus unserm Beutel den Pestkordon zu bestreiten, aus eigenen Mitteln gegen die Grenze, Heerhäuflein als Wächter und Vertheidiger zu unterhalten — dann wäre Geldvorrath ein Zeitbedürfniß. Dieses alles bestreitet dermalen der Staatsbeutel, oder Landesbeutel, zu dem wir, wie es auch recht ist, Beiträge, als Steuer, zu liefern haben. Eine besondere Fürsorge hierauf haben wir nicht zu tragen: specielle, nationale Ausgaben hierauf sind uns abgenommen. Hiezu bedürfen wir keiner Nationalkassa. Die Besoldungen unserer Beamten, die auch jetzt wacker und tapfer unser Dasein und Recht beschützt und bewahret haben, sind dermalen auf einen Theil der Interessen begründet. Vielleicht reicheten dazu die fließenden Einnahmen aus. Mit dem übrigen wuchernden Kapitale wird ein Leihgeschäft getrieben. Die Interessen werden ja eingehen, aber selten allein, sondern der Zahlende legt sich ein Kapital in seinem Herzen gegen die Nation an, den Widerwillen, den Neid und die Feindschaft. Dieses Kapital ist auch auf Wucher angelegt, und wird seiner Zeit seine Interessen auch tragen. Es sind zwar an der Lade dicke Schlösser da, aber die Mißgunst wird so lange und so viele Dietriche schmieden, bis ... einer aufschließt und säßen die 7 und 2 Richter Tag und Nacht auf dem Deckel. Es findet sich gewiß in der Zeit eine Zeit, wo man nimmt von dort, wo ist, und sich vorfindet. Nationalvermögen ist nur dann Nationalvermögen, wenn damit nicht sowohl Geldinteressen als Nationalinteressen gewonnen werden. Darum den Nationalinteressen nicht kreuzerweise Brosamen mit zitternder Hand zugeworfen, sondern durch Gründung von hochherzigen Anstalten eine Quelle immerfortfließender Nationalwohlfahrt eröffnet = Vermögen, eigentliches — Geist — Willen und Kraft in der Nation ... so lange es noch geht. Es wird vielleicht nicht immer gehen. Denn wenn man auch voller Selbstvertrauen so etwas nicht glauben will, kann deßwegen doch geschehen, wenn es geschehen soll. Ich stütze mich auf Ev. Luc. II, 21. 22 wo es heißt: »Wenn ein starker Gewappneter seinen Pallast bewahret, so bleibt das Seine in Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommet und überwindet, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ und theilet den Raub aus.« Der arme Jüngling, der, nach Josephi Bericht, auf den unüberwindlich geglaubten Mauern Jerusalems Wehe,

Wehe rief — ward verlacht, bedräut, gestäubt — aber die heilige Stadt fiel: Er hatte Recht. — Hätte ich Anweisungen auf die Nationalkassa zu stellen — ich wüßte wohl, was ich thäte. Nur Weniges sollte darin bleiben. Alles theilte ich auf, nicht unter das Volk, aber für das Volk, nicht als Kapitalien in Geld, sondern als Kapitalien in Wirksamkeit, in Lebensquellen, als Kapitalien mit ewigen Renten des Unterrichts, der Lehre, der Kunst und Wissenschaft. Sollte wohl ein Kapital in Grund und Boden verwandelt — also ewig sächsisch bleibend — dessen Grundmiethe eine sächsische Rechtsschule z. B. ins Dasein und Leben riefe, nicht sicherer, nicht nützlicher fürs Volk angelegt sein, als eine Mutterobligation, die immer neue papierne Interessen ferkelt? Sagt mir doch um Gotteswillen, was hat die Nation von den Procenten der Procente, wenn sie nur gehäuft und nicht für Nationalinteressen verwendet werden! — Weil mir aber hinter dem Vorhange her, wohinter die eiserne Lade der Nationalkassa steht, leicht zugerufen werden könnte: Sutor, ne ultra crepidam, auf deutsch: Schuster, bleib bei deinem Leisten! so klebe ich wenigstens über das Schlüsselloch der Lade meine unverstandene Frage: Cui bono? auf deutsch: was habt Ihr davon?

Bewegliches Vermögen.

Die Verarmung des Volkes war schon lange da, ehe noch durch Boden und Häuserverkauf die Krankheit sichtbar wurde. Es ging diesem sichtbaren, offenbaren ein unsichtbarer Verkauf des Geschmeides, des Goldes und Silbers voraus. Nur seit diese, von der Vorwelt an uns vererbte Ehr- und Nothpfennige in alle Welt gegangen sind, wird Grund und Boden angegriffen. Die Scham behalf sich längere Zeit mit dem geheimen Verkaufe. Nun die Noth größer ist geworden, als die Scham, kommts ans Haus, den Maierhof und die Grundstücke. Schon lange ists her, daß die Juden, welche als Krummschnäbel die Verwesung wittern, ihre Nasen mit der Frage in die Häuser steckten: Is nix ze handle, altes Silber, Borten 2c. Nun fragen sie freilich seltener, und bleiben mälig aus. Warum? das Fleisch ist von dem Aase weg, es sind noch nur die Knochen übrig.

Denn die Vermächtnisse der Elternliebe und der Elterntugend sind dahin. Die neue Zeit hat Riesenmägen und nur Händchen wie Zwerge. — Wie wären wir jetzt im Stande sengende Tataren mit Molden aufgehäufter Kleinodien zum Abzuge zu bewegen? — Womit könnten wir die Brandschatzungen von den Türken erkaufen? — Womit wollten wir flüchten, wenn fremdes Kriegsvolk hereinbräche? — Wer könnte seinen Vater, seine Mutter, seine Frau oder Kinder aus der Gefangenschaft erlösen? — In einer Polsterzüche nahm die flüchtende Ahnfrau die Schätze des Hauses und sie und die Kinder konnten Brod kaufen in der Fremde, Monate lang, Jahre hindurch. Wo hätten wir Mittel auswärts zu zehren, wenn wieder einmal der langausgebliebene Krieg unsre langverschonten Gegenden heimsuchen sollte? Eben aber weil uns der Krieg so lange nicht aufgesucht hat, ist die Zeit umsoviel näher gerückt, wo er sich einfinden wird. Uns fehlen die Mittel der Flucht, oder sind so selten, wie Schneckenhäuschen mit linker Windung. Denn die Veräußerung dessen, was überall und allezeit Werth hat, der Pretiosen, ist so gut, wie vollzogen. Der Verkauf von Grund und Boden weißt dies sattsam aus.

Wer hat wohl die Schuld? Etwa die Zeit?! Wer ist sie? Sind nicht wir sie? Darum hat nicht sie, sondern wir die Schuld, und **wir** werden die Strafe leiden, nicht sie. Haben wir also die Schuld, an was liegt dann die Schuld der Verarmung?

Im Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe!

So muß die Antwort gestellt werden, und nicht anders. Denn, was hier Aufwand ist, ist dort Sparsamkeit, und was hier Knickerei ist, heißt dort mit Recht Verschwendung. Alles kommt auf das Verhältniß an, zwischen Einnahme und Ausgabe. Umsonst haben die Großmütter im Lobe und in der Empfehlung von Sparsamkeit sich heiser geredet: im Tadel der Verschwendung sind die Großväter müde geworden. Der Geist der Zeit, die in der Mehrheit der Menschen herrschende Lebensansicht, hat einmal den Zug dahin genommen: **Im Aeußerlichen sich gleich zu stellen.** Das französische Gift der Gleichheit hat auch die unteren Stände ergriffen; sie wollen den Höheren gleich thun. Weil nun

dies in edlem Inhalt nicht geht, versuchen sie es in der Präge. Diese Richtung bekamen unsere bürgerlichen Verhältnisse besonders durch Einwirkung der Geldmenge und in den Hungerjahren. Der Beamte vom Löblichen Militär- und Civilstande war in der Bancozettelzeit elendiglich, über alle Vorstellung schlecht, bezahlt. Denn die Besoldung geschah in Papiergeld, wo es am mindesten stand, in der nämlichen Ziffer, wie sie in der Metallzeit gelautet hatten. Und wieder: Es betraf die Beamtenwelt dieses Unglück in einer Zeit, wo sonst Jedermann Rock- und Westentaschen vollgepfropft mit Bankozetteln hatte. Während also der Beamtenwelt es so schwer gemacht war, auch nur ehrlich durchzukommen — war dem Gewerbsmann Erwerb und Leben ein Kinderspiel. In dieser Zeit, wo die Beamten gedemüthigt wurden, wurden die Bürgersleute übermüthig. Jene schränkten sich in Kleidung, Wohnung, Bedienung ein: stiegen herab, weil sie mußten: die Bürgerwelt blies sich auf, that dick, und stieg der Höhe zu. Sie that es, weil sie konnte. Damals wurden die Bürgerjungfern zu Fräulein gemacht; — die Meisterin ward: gnädige Frau; — der Geselle: junger Herr; — der Meister Euer Gnaden. Dies Vornehmthun geschah freilich zuerst nur in der Höhe des Bürgerstandes, auf der Grenzscheide, wo der eigentliche Mittelstand lebt, zwischen Beamtenwelt und dem gemeinen Bürger. Nun griff bald dieses Uebel um sich, erweiterte und dehnte sich aus, wie ein Dintenfleck im Löschpapier. Aus der Höhe des Bürgerlebens stieg diese Krankheit in die tiefern Glieder herab, mit demselben Recht und Unrecht, wie oben. Die hohlen und windigen Titel hatten endlich in den Städten ihre Eroberungen vollendet, nun strömte dieses zu den Stadtthoren hinaus auch aufs flache Land. Schon gibt es Dörfer, wo sich die Bauern einander H e r r n heißen, und die Augen aufreißen, wenn das ehrwürdige » I h r « an ihre Ohren schlägt, da sie schon ans städtische S i e gewöhnt worden sind. So drängt sich Alles nach oben, wie das Blut in einem Menschen, der ohnmächtig worden, den der Schlag rühren soll.

Wie es mit den Titeln ging, gings auch mit den Kleidern und den übrigen Schau- und Scheinseiten des Lebens. Vornehme Herrn und Frauen des Auslandes — vom Militär und Dikasterien — erschienen, wenn sie in das Land

kamen, in ihren ausländischen Kleidern. Hier hießen diese Kleider neue Kleider, und weil sie vornehme Leute trugen, vornehme Kleider, Herrenkleider. Der Anstand dieser Herren, die Anmuth dieser Frauen — eine unnachahmliche Seite vornehmer Geburt — ließen diese Kleidung gefallen. Der Zauber, der im Benehmen lag, ward gesucht im Erzeugniß des Webstuhles. Gern hätte man sich sogleich in den Frack gesteckt, und den Frauenkopf in die Haube: aber alles war noch zu neu. Erst, als der Herrn- und Beamtenstand die fremde Kleidung nachgemacht — wich im Mittelstand die Schamhaftigkeit, die Furcht sich lächerlich zu machen. Als aber der schlechtbesoldete und als arm bekannte Beamtenstand des Landes oft am Kuchelherd den Kreuzer ersparen mußte, um seiner Stellung gemäß sich zu kleiden und äußerlich zu leben, unterlag der durch Zeitumstände bemitteltere Bürgerstand um so leichter der Versuchung dasselbe zu thun, weils ihm leichter möglich war, als dem andern. Wie daher Militäristen und Dikasterialisten Töchter des Landes heiratheten, und diese den Standesverhältnissen ihrer Männer gemäß sich kleideten; wurde der alte Gänserich und die Mutter Gans in die Kleidung der gnädigen Frau Tochter sterblich verliebt. Konnte doch nun Jedermann am Kleide schon der Frau Tochter ansehen, daß ein Herr, oft 100 Meilen weit gereist, des Kindes Ehmann sei. Die andere Tochter an einen Heimischen nur, an Ihresgleichen, verheirathet, an einen Bürgerlichen, wie ihr ehrlicher Großvater war oder ihr Vater, sammt der Frau Schwägerin, machten ob dieser Auszeichnung und distinguirten Kleidung sauere Gesichter. Sie fühlten, unter gleichem Herzen gelegen, ob der Mehrverwendung auf die andere und größere Liebesäußerung, sich unbilligerweise zurückgesetzt. Landestracht erschien als Ursache der Herabsetzung — die wenigere Achtung und Ehrenbezeugung als Folge der Nationalkleidung. Was geschah? die Kleiderordnung, von denen zuerst nicht beachtet, die aufgestellt waren darauf und darüber zu halten, bekam Breschen. Der Geldreiche, der Dünkelhafte brach hinter dem Vornehmen und Standesmanne durch. Die neuen Apostellehren der Zeit »Unabhängigkeit und Zügellosigkeit«, die nach keiner Sitte frugen, und darinnen eben die Weisheit ihrer Lehren suchten, setzten sich über alles hinweg. Daher stellten

sie auch überhaupt das Recht der Obrigkeit in Zweifel, ob es ihr auch zustehe, über Tracht und Ehrbarkeit zu wachen. Die väterliche Seite ihrer Wirksamkeit war bei der sächsischen Obrigkeit eingefallen durch die Unkindlichkeit der Untergebenen. Ehrfurcht keine mehr — noch nur Furcht vor Gewalt und Strafe. Vor Strafen aber wegen übertretener Kleiderordnung war das Volk zu sicher. Denn wo der Dorfshann seine Ochsen selbst ins Mähgras treibt, hört die Pfändung der Uebrigen auf. So brach denn nun die Ausländer Tracht, wie eine Fluth, herein, willkommen dem Triebe des Zeitalters nach Gleichstellung mit dem Höhergestellten und dem Unteren, dem Gewerbsmanne, möglicher, als sonst, gemacht, durch den Geldüberfluß damaliger Zeiten und Verhältnisse. Einem gegebenen Beispiele rückte das andere nach, bis — in den Städten die heimischen Kleider verschwunden sind, wie es scheint, auf immer. Auf dem Lande wuchert dieselbe Nachahmung. Schon weicht hier die Bauerntracht der städtischen, und nur mit Mühe behauptet noch der geistliche Stand, vom weltlichen hierinnen schon längst im Stiche gelassen, die Nationaltracht bei Festlichkeiten. Hier auf den Dörfern wird aber der Kleiderwechsel auch langsamer vor sich gehen. Der Bauer hält fester an dem Alten, Hergebrachten — auch verhindert die hereingebrochene schwere Zeit das Umsichgreifen der neuen Kleider auf dem Lande in eben dem Maße, als die frühere, geldreichere Zeit sie in den Städten beförderte.

Hier wäre nun eigentlich der Ort von der Bedeutung einer Nationaltracht zu reden: ebenso böte sich auch hier die geschickteste Gelegenheit dar, nachzuweisen, daß das Kleid den Menschen ebenso oft mache, als der Mensch das Kleid — allein bleiben wir vor der Hand nur beim Triebe der Gleichstellung stehen, der sich so deutlich darinnen ausspricht, wenn der Untere das Kleid des Vorgesetzten so gerne anziehet.

Dieser Trieb nach Gleichstellung ist so grundschlecht nicht. Wer getrauet sich wohl durchaus denselben zu verdammen? Er ist ein eigenthümlicher Schattenstrich in den Physiognomien des Municipallebens = in der Gleichberechtigung. Ich lobe das Bestreben, wenigstens kann ich es nicht verargen, sich auch äußerlich gleichstellen zu wollen mit seines Gleichen.

Nur das ist darin vom Uebel, daß dieses Bestreben so leicht dahin ausartet sich **über** seines Gleichen erheben zu wollen. Denn dies ist unbürgerlich, und verräth einen Geist, der oben hinaus will. Auch hat sich der Wetteifer der Gleichstellung auf eine zu unedle Seite geworfen, auf ein Außending, und auf ein Gebiet, wo der Zufall, das Unverdienst eben so häufig die Preise vertheilt, als der Fleiß und die Berechnung. Wenn aller Wetteifer in der Gleichstellung sich aber ausschließlich auf diese eine unedle Seite wirft, und die gleiche Berechtigung auf Lehre, Bildung, Recht minder nachdrücklich betreibt, ja darinnen eine Ueberholung mit gleichgiltigeren Augen betrachtet, so ist dies ein widriges, ein betrübendes Schauspiel. Gar nicht widrig, wenn auch unerfreulich ist dermalen mir die Schwierigkeit der Hermannstädter Kommunität, welche sie der Verwirklichung der längst besprochenen Gewerbschule abermals und abermals in den Weg legt. Ihre Hartnäckigkeit gründet sich auf eine geweckte Eifersucht, auf die Besorgnisse ihres Standes sich im gleichen Rechte auf Aemter und Einfluß geschmälert, verkürzt oder ausgeschlossen zu sehen. Sie wollen die Entstehung von Standesunterschieden, von Kasten zwischen Sachsen und Sachsen, die möglicherweise in einer Ausscheidung der Schüler in zwei Hälften gegeben ist, auf alle Art verhindert wissen. Ihr gleiches Recht soll stehen bleiben, anerkannt sein, und Garantien haben. Dieser Widerstand ist ein Zeichen des Lebens, ein Zeuge davon, daß der Gemeingeist, der Geist der Gleichberechtigung im Volke noch nicht ausgestorben sei, eine Bewahrheitung dessen, daß noch Blut der Alten in den Kindern lebt. Ehe man zugibt, daß eine Scheidewand aufgerichtet werde zwischen dem Bürgersohn und Herrenkind, werde lieber aus der ganzen Sache nichts. Die sächsische Verfassung ist nur dann die alte und die ächte, wenn der Sohn des Komes Thorhüter werden muß, wenn er nichts lernt, und der Sohn des ärmsten Taglöhners Gubernialrath, wenn er dafür geeignet ist. Qui melius expedire videbitur klang es Anno 1224. Damit aber dieses Gemeinrecht in der Wirklichkeit auch vorhanden sei, und geübt werde, und jedem Sachsen, weß Standes und Ranges er sei, die Thüre zu jeglichem Amte offen gelassen bleibe, ist das Begehr nach einer Bürgschaft, nach unumgehbaren Garantien nicht nur

natürlich, sondern auch nothwendig. Die Trennung unserer bisher gemeinsamen Schulen in Gewerbe und Gelehrtenschulen, hat die Zeit unvermeidlich gemacht. Es kann ihr gar nicht mehr ausgewichen werden. Es muß sein. Die Kommunität, die es instinktmäßig fühlt, daß hierinnen ein merkwürdiger und wichtiger Zeitabschnitt im Volksleben ins Dasein treten wolle, fühlt die Gefahr, die für die gleiche Berechtigung der Bürgerkinder entstehen könnte, und lebt darin nur ihrer Pflicht zu wachen: ne respublica quid detrimenti capiat. — Hiemit aber ist nur die Besorgniß einer möglichen Gefährdung der gleichen Berechtigung ausgesprochen: sie suchen diese Gefährdung in der Natur der Ausscheidung in diese oder jene Schule, also in der Natur der Veranstaltung mehr, als in dem Personale, die diese Anstalt, als Nothwendigkeit der Zeit, ins Leben setzen will. Die Wichtigkeit der Sache verlangt aber mehr, als persönliche Garantien, sie verlangt Garantien der Wesenheit, der Sache, der inneren bleibenden Einrichtungen und Vorrichtungen. Wenn man in einer Versammlung sich heute so ausspricht, so kann man sich morgen in einer andern anders aussprechen; wenn ein Einzelner aus dieser Versammlung die Sache so und nach seiner einzelnen Ansicht auslegt, und wieder ein andrer Einzelner eine besondere Ansicht über dieselbe Sache ausspricht, so sie doch zusammen in Einem Zimmer gesessen und sich berathen haben; darf man das Stutzigwerden der Wächter für Volksberechtigung, der Hüter der Gleichberechtigung, so auffallend, so wunderlich nicht finden. Da die Absicht der Erschaffung eines Standesunterschiedes in den Häuptern und Anordnern dieser Anstalt nicht vorhanden ist — wo liegt es denn, daß man die Sache nicht kräftiger angreift, daß die Anstalt nicht ins volle Leben tritt? Ich glaube, nur in den Garantien! Werden diese so gegeben, wie sie die Kommunität wünschen darf, so ist das Kind sogleich auf der Welt. Das aufgestauete Wasser wird, wenn möglicher Nachtheil nicht mehr zu besorgen ist, wie wenn ein sperrender Damm durchstochen wird, die Mühlgänge in um so raschere Bewegung setzen. Diese Garantien, klar, offen und ehrlich, sind mündlich gegeben, weil die Sache einmal bis dahin gelangt ist, nun nicht mehr genügend; sie werden geschrieben und gedruckt, durch Siegel,

Handschlag und Unterschrift bekräftiget in Jedermanns Hände gebracht, in die Lade jeder Zunft, und jeder Nachbarschaft gelegt, zur Beruhigung der Gemüther, zur Beschwichtigung jeder Besorgniß, zur Sicherstellung des vollen Lebens der Anstalt, und zur immerwährenden Theilnahme des jeweiligen Bürgerstandes an ihrer Blüte und Gedeihen dienen.

Wohin habe ich mich aber verirrt? und wohin bin ich gerathen? — So weit von meinem Wege nicht! Der Trieb der Gleichstellung, aus dem Herzen der Gleichberechtigung quellend, ist edel, wenn er sich das gleiche Recht der Bildung zu sichern sucht, wenn er die Ansprüche einer gleichen Beförderung in Amt und Einfluß auf sein Volk argwöhnisch bewacht, aber unedel und läppisch, wenn er sich an Dinge hängt, die ohne innere Bedeutung sind, wie Kleider. Es ist ein falscher Wetteifer, auf Abwege gerathen, ein Haschen nach Irrlichtern, die in Sümpfe führen, woraus sie entstanden sind. Kehrte sich der Wetteifer nach Innen, auf Vorzüge des Geistes, des Herzens, der Tugend, nach dem Ruhm eines guten Kindes, einer musterhaften Gattin, nach der Würde eines wahren Hausvaters, eines rechtschaffenen Mannes, nach der Achtung eines biedern Freundes, nach dem Werth eines stattlichen Nachbars und nach der Ehre eines braven Bürgers — welchen Segen brächte er uns und hätte schon gebracht? — Als Preußen in der Noth war, die Schlacht bei Jena alle Hoffnung des Staates auf den Volksgeist bauen ließ, und auf sonst nichts — nahmen die Damen ihr Gold aus den Ohren, die Perlen vom Halse, die Diamanten von den Fingern — alles ward und trug Eisen. Welcher edle Wetteifer! — Bei Belagerungen entstand schon oft unter dem schönen Geschlechte ein Wetteifer in der Verpflegung der Kranken, im Verbinden eckelhafter, Schauder erregender Wunden — auch ein Wetteifer edler Art! In Hungersnoth, wenn sich die Christenliebe bemüht an Errettung von Verschmachtenden einander zu übertreffen — in Christenverfolgungen, wo sich die Gläubigen, statt zu fliehen, drängen Christum den Herrn zu bekennen — in Glaubensunterdrückungen, um des Evangelii willen, wo oft Hunderte der süßen Heimat den Rücken kehren und lieber die Bande des Blutes und der Genossenschaft zerreißen, als gegen das Gewissen bleiben — Frauen, welche wetteifern

in ihren Kindern dem Himmel kräftige Bewohner zu erziehen — welche ihren verdorbenen Männern Engel zu sein sich bemühen — Männer, die das Recht nicht beugen lassen, um keinen Preis — Jünglinge, die an ihrem Wachsthum bauen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen — Stiefeltern, die durch Pflichtgefühl das väterliche Blut ersetzen — die Waisenvaterschaft — der Wittwenschutz — im Kirchendienst — im Staatsdienst — welch ein weites Feld des schönsten, edelsten Wetteifers, der erhabensten Gleichstellung, der göttlichen Auszeichnung! Jedem offene Bahn, preiswürdig überall und aller Zeiten: hingegen ein Wetteifer im Kleiderstoff und Kleiderschnitt, wie armselig, geisteslahm und herzenskrank.

Als die Oberen in der Gesellschaft sich in der Kleidung von dem Unteren erreicht sahen; mochte auch deren kranker Wunsch nach Auszeichnung diese Gleichstellung nicht leiden. Sie wechselten also die nachgeäfften Kleider, um im neuen Schnitt und neuen Stoff für sich eine Auszeichnung zu gewinnen. Und dieses thaten und thun sie immer so oft, als sie sich nachgeahmt sehen. Nach der Berechnung, daß eine einmalige Nachahmung für den Nachahmer nur eine einmalige Ausgabe verursache, versuchen daher die Vornehmeren durch immerwährende Kleiderveränderungen den niederen Nachahmern immer neue Kosten zu verursachen, um vielleicht hiedurch wenigstens die Aermern von der Nachahmung abzuhalten. Umsonst! der Wahnsinn ist schon bis in die Fingerspitzen, bis in die Fußzehen gedrungen. Das Bleiben im Standeskreise, das Verharren in seiner Bahn ist geächtet — diese Tugend für eine Narrheit erklärt. Drum will der Frosch sich so dick aufblasen, wie ein Ochse: er bläßt, er bläßt, bis er, wie die Fabel sagt, zerplatzt. Der Gewerbsstand will nicht wahrnehmen, daß die Geldverhältnisse sich geändert haben, daß die Beamten jetzt Konventionsgeld bekommen, sie hingegen an der Geldschwindsucht der Zeiten leiden. Die Geldfahne hat sich gedrehet! die Beamten führen ihr Hauswesen mit Segeln, welche günstige Besoldungen schwellen; der Bürgerstand erschöpft sich am Ruder, da er gegen den Strom fahren will. Es ist eine andere Zeit! der Sturm der Kleiderleidenschaft, der Modesucht, läßt zwar nach aber — noch gehen die Wellen viel zu hoch. Noch halten

die bestlungigen Tänzer die Gallopade aus. Nur einige Jahre noch, wie sie jetzt sind, wird uns Tollhäußlern der Athem schon ausgehen: wir werden ohnmächtig auf den Strohsack fallen, daß es der Zwangsjacke einer Kleiderordnung nicht bedürfen wird.

Bis jetzt nahm die vornehme Welt alle Mittel vergebens zu Hilfe — selbst Lächerlichkeiten — um eine Absonderung, eine Scheidewand hinter sich aufzurichten. Sie hatschten mit der Zunge: setzten Brillen vor gesunde Augen: die Männer trugen Bocksbärte, Kakaduscheitel, Schwalbenschwänze, Halstücher wie Kropftauben, Hosen, bald eng wie Kerzenformen, bald wieder weit, wie Mehlsäcke; die Weiber Hauben, wie Giraffenköpfe, Schleppen wie Pfauenschwänze, bald geschnürt bis zur Wespendünnheit, nun in unförmlichen Reifröcken, worunter auch bei Mädchen etwaiger Leibessegen nicht bemerket wird, u. s. w. Alle diese Moden haben die Aermern den Reicheren nachgeahmt und den Befehl eines Modejournals mehr befolgt, als kaiserliche und göttliche Gebote. Kranke Seelenzustände, Bestrebungen, die anstrengendsten in Nebendingen! Was nicht am Hahn ist, soll am Kamm und an den Sporen sein: das Pferd sucht seine Auszeichnung im Zaumbeschläge und der Satteldecke. Oben am Kopfe der Gesellschaft fing der Fisch zu stinken an, wie in allen Dingen, — nun ist das Gift bis ins Steuerruder gedrungen.

Diese Seelenkrankheit, da eine Auszeichnung zu suchen, wo keine zu finden ist, hat dem sächsischen Volke Borten und Nadeln, Spangen und Gürtel, Gold und Silber, Ketten und Perlen aus den Truhen verschafft. Man trägts ja nicht mehr, ist die Rede der Frau: Zu was das todte Kapital? das Wort des geldbedürftigen Mannes. Die Schätze der Truhen wurden laufende Münze. Ja wohl, laufende Münze! Denn es lief davon und kam nicht wieder. Wäre doch der edle Schatz ungemausert geblieben, der alte Ehr- — Zehr- und Nothpfennig! Was hat aber jetzt Werth, wenn es die Leute nicht wissen, nicht sehen? Um den Schein ist's ja zu thun! Die Bronze ersetzt das Gold, die Wachsperlen die orientalischen, Packfong das Silber. Man kann es ja nicht unterscheiden — wer erkennt auf dem Ball den böhmischen Stein? Die Kleider aber sieht man, darum

werden sie auch zur Schau getragen! Das ist der Grund, daß man in Arbeitsstunden und unter den Betstunden von gezierten Grazien ein Tulpenflor und Nelkenbeet lustwandeln sieht auf öffentlichen Plätzen und Gängen. Denn da die Schätze der Truhen in die Läden wanderten, kamen der Bursche als Junker aus der Schachtel, und die Jungfer von der Putzhändlerin als Fräulein heraus. Schöne Blumen! Wenn aber diese Blumenkleider zerfallen, bleibet, bei erschöpfter Truhe, der kahle Stengel, als verarmter Teufel stehen. Die Jugend, ohne Putz schon schön, bedarf der Verschönerung so wenig, als der Zucker des Zuckers, um süß zu sein. Wenn aber Alter die Rosen von den Wangen pflückt und Schnee auf die Scheitel streut, die Haut Runzeln bekommt und die Zahnreihen Lücken — dann wären Schönheitsmittel an der Zeit: wer aber mit den Heuschrecken im Frühjahr und Sommer gesungen, kann im Winter mit den Ameisen nicht schmausen. Oft trifft sich daher, daß wer als Mädchen mit Schwanenfedern Eroberungen machte, im Alter für die harten Knochen kein Federbett hat. Darum wird die Erbschaft immer schmäler — in unsern Theilbriefen liegt die Geschichte unseres Verfalles. Himmel, wenn unsere Enkel einst das Vermögensverzeichniß ihrer Voreltern zu Gesichte bekommen, wie werden sie darob die Hände überm Kopf zusammenschlagen. Die Asche werden sie wohl segnen aber — auf die heillose Wirthschaft keine Thräne des Dankes fallen lassen.

Die Gewölbsherrn sind nicht daran Schuld: sie wären gerne auch jetzt Kaufleute, wie beim aktiven Handel des Landes in früherer Zeit: unsere Thorheit und Unmäßigkeit hat sie zu bloßem Verkaufe genöthigt, zu Verkaufsleuten gemacht. Fänden sie ihren Vortheil dabei, sie würden eben so gerne mit vollen Wägen nach Wien fahren, wie jetzt mit leeren. Ihr Beruf ist freilich jetzt für uns ein bloßes Strandrecht. Was der Schiffbruch löset, sammeln sie auf. Bieten sie uns doch nur die Genüsse dar, die wir, und wie wir sie verlangen. Nicht sie, nur wir legen uns den Zwang zu kaufen auf. Unterfinge sich eine Regierung nur die Hälfte unserer unnöthigen Ausgaben uns in die Steuertabellen einzusetzen; ich stünde für nichts gut, selbst für das Schrecklichste nicht. So aber fliegen wir, wie dumme Mücken in die Spinn-

gewebe, bleiben hangen, zappeln und sterben. Sie, die Gefälligen, stehen ja zu unserer Bedienung hinter dem Pudel, die verhängnißvolle Scheere in der Hand. Jeder Schnitt ein Schnitt vom Nationalvermögen; alle Schnitte zusammengenommen ziehen der Nation den Boden, das Land, wie ein Stühlchen, einem armen Sünder, unter den Füßen weg. Bei alle dem sind sie nur Werkzeuge, wir die Quellen unseres Unglücks. Denn sie schneiden nur ab, was wir Gnädigen befehlen. Diesem Stande können wir doch unmöglich das Recht einräumen erst Haussuchung bei den Käufern anzustellen, ob die Ausgabe nöthig oder räthlich sei? Sie behandeln uns als freie Leute, und für nichts weniger wollen wir doch angesehen sein. Unsere, nur unsere Thorheit bedecket die Wiener Straßen mit schwerbeladenen Wägen: sie führet den Reichthum hinaus und die Armuth herein.

Können wir unsere Einnahmen nicht mehr steigern, aus Mangel an Kunst oder Fleiß, um die übermäßigen Ausgaben zu decken — so ists klar, wie Sonnenlicht, daß es an dem ist: die Ausgaben zu vermindern. Eines von Beiden muß doch geschehen: am Beßten, an Beiden zugleich das Nöthige: Mehr erwerben, weniger verthun! Dieses begreifet wohl die Zeit; aber wer ist so muthig zuerst klug sein zu wollen? Wer getrauet sich den Anfang mit dem erkannten Nothwendigen zu machen? Daß wir Keinen finden, daß sich Keiner entschließet, nach Ueberzeugung und Pflicht zu handeln, unbekümmert um das Kichern der Andern, liefert den Beweis, daß Sterben leichter sei, als Klugsein; denn Tausende vom Militär gehen den Schlünden einer Batterie unerschrocken entgegen — aber den Mann, die Frau, welche ein Kleid, angemessen dem Stande, dem Beutel, den Zeiten, dem Leibe zu tragen, und dies als Pflicht vor der Welt zu gestehen sich erkühnte — sucht Diogenes bis heute umsonst mit der Laterne. Die martialischen Gesichter und Matratzenbärte sind daher nur Larven — vorgehalten nicht Männern, sondern Memmen und Hasenherzen! Wer einen Handschuh aus der Löwengrube aufzuheben sich erkühnet — ohne Pflicht; bekommt dafür einen Kuß, ein Dichterlied; es lohnt seine Chevalerie ein donnerndes Hurrah des Volkes. Wer aber von seinen Händen, wenn sie von der Arbeit Schwielen haben, oder vom Geschäfte gelb, schwarz oder blau sind, die Handschuhe herunterzuziehen im Stande ist: wer

seiner bürgerlichen Hände sich nicht nur nicht schämt, sondern seines Standes, seiner Pflicht und Beschäftigung sich rühmt und seinen Fleiß nicht verhehlet — das, das ist mir der Held, der Ehrenmann. Kein Schiller wird ihn besingen — es ist kein Stoff zu einer Ballade, aber für seine Familie ist es eine erhabene Idylle, ein Epos für sein Volk.

Eheliche Verhältnisse.

Der verachtete Kreuzer ist die Bruthenne des Gulden; am Kreuzer scheitert oder landet oft das größte Glück, das größte Unglück des Lebens — die Ehe. Die Heirathsscheu der jungen Herren ist ein Zeichen der Zeit. Sie wollen sich nicht einschränken, und diese nämliche gute Meinung haben sie auch vom schönen Geschlechte. Darum entziehen sie sich der göttlichen, der geheiligten Ordnung der Natur — um die eigene unersättliche Genußsucht nicht einschränken zu müssen. Ein ewiger Junggeselle will nur sich leben, seinem lieben Ich. Den Trieben der Natur entziehen sich wohl die wenigsten; mancher nicht, wenn man ihm den Galgen setzt. Sie glauben wohl an die Forderung der Natur, an den Trieb der Geschlechtervereinigung. Diesen Trieb aber erkennen sie nur auf der thierischen Stufe eines Borichs, Stieres, Bockes oder Hengstes. Daß Vernünftigkeit, Staat, Geselligkeit, Religion und Kirche auch eine Forderung der Natur, nur auf einer höheren, würdigeren Stufe sei, begreifen sie nicht. Natur ist nur Thierheit. Im Weibe erblicken sie nur eine Wäscherin, Köchin, Haushälterin und in jungen Tagen — die wohlfeilste und bequemste Beischläferin. Wenn nur dies der Ehestand ist, so ist er freilich wenig. Was dem Christen Ehe ist und Liebe und Freundschaft — ist ihm nur das Privilegium der Brunst, die Vortheilhaftigkeit einer lebenslänglichen Dienstmagd. Von dem ahnen sie nichts, daß die Ehe die Ergänzung ist, da Mann und Weib nur Theile sind. Eins ohne das andere ist nur ein Bruchtheil von einem Menschen, nur die eine Seite des Menschen, dem zur Ergänzung die andere noch abgeht. Die Ehe heiligt die Ganzheit des Menschen, sie machet die Geschlechtsverbindung zur Gottesordnung. Ein Junggeselle kann doch nur einen Theil seiner Menschenbestimmung erfüllen; allen Pflichten der Verbindung, als Gatte, Eidam, Vater, Anverwandter,

Schwager ꝛc. entziehet er sich durch Verharren in seinem Junggesellenstande. Wie vollkommen er auch die Aufgabe eines Junggesellen löset: die Aufgabe, die Gott an ihn gestellet hat, erfüllet er nur einem kleinen Theile nach. Der Arme! Wie klug meint er zu handeln, und wie schlecht besorgt er seine alten Tage, wenn die Jahre herbeikommen, die uns nicht gefallen, und da auch wir nicht mehr gefallen; die Tage der Krankheit und Gebrechlichkeit, wo wir der Zärtlichkeit, der Pflege aus dem Herzen bedürfen; die Tage des Mißgeschickes, des Unglücks, der Armuth, wo Freunde, wie Herbstschwalben, sich verziehen — — — da sitzet der Junggeselle, ohne Weib, Kind und Anverwandten, allein und einsam. Eine Magd, ein Fremder drückt ihm die Augen zu, oder seinerseits ein Anverwandter, minder trostlos über den Verlust, als erfreut über den Gewinn = lachende Erben. Seine Mühe und Plage erbet nicht sein Fleisch und Blut, er gehet aus der Welt, ohne abgezahlt zu haben, was er erhielt auf Borg, um für die Zukunft und die Fortdauer der Menschheit weiterhin zu sorgen. Seine Tugenden, seine Moral lebt nur als Bruchtheil in der Nachwelt fort; sein Name stirbt aus unter den Geschlechtern der Menschen. — Wer keine Kinder hat, lebt freilich einige Zeit freier von Sorgen, aber auch ärmer an Herzensfreuden, an Gelegenheit innerer Vervollkommnung. Wo hätte er Gelegenheit sich zu üben in Liebe, Geduld, Entsagung? Der Ehestand ist eine Schule, eine Uebung in allen Tugenden. Die Last ist schwer, die Lust ist süß. Denn Gott, der Ordner dieses heiligen Standes, der die größere Last auflegt, erzeugt auch im Ehestande eine Kraft, eine Willfährigkeit sie mit Vergnügen zu tragen durch Erweckung und Entstehung von Gefühlen, die sich nur empfinden, einem Ehelosen nicht begreiflich machen lassen. Im Ehestand lernen wir erst erkennen, wie groß Gottes Liebe, Vatertreue und Langmuth ist — und gottgefälliger werden wir durch unsere Vervollkommnung, allseitigere Ausbildung der menschlichen Aufgabe. Gottessegen ruhet auf dem Ehestande im Leiblichen, wie im Geistigen. Wohl dem Manne, wo Kinder im Hause aus- und eingehen! Sie sind, wie Reben voller Trauben, die an den Wänden des Gebäudes umlaufen und erquickende, labende Früchte und köstlichen Schatten geben; sie sind wie Pfeile in der Hand

eines Starken. Wohl dem, der den Köcher davon voll hat. Siehe, gesegnet ist der Mann, der Kinder zeuget. Sie sind ihm Engel, deren Bedürfnisse uns Arbeitsamkeit und Sparsamkeit lehren, deren Gegenwart uns nöthiget Worte abwägen, Mienen bewachen, schandbare Thaten unterlassen. Weil sie uns am Guten behalten, vom Bösen abhalten, sind sie Engel und uns ist der ehrenvolle Beruf von Gott angewiesen, die für uns schon Engel sind, auch für den Himmel zu Engeln zu erziehen. Würden wir auch durch sie ärmer am Irdischen, am Weltgut; reicher werden wir jedenfalls am Himmlischen, am Seelengut.

Zur Unnatur der Ehelosigkeit, für die uns Gott nicht geschaffen hat, treibt uns die Noth unseres gesellschaftlichen Uebels, der thörichte Aufwand. Hätte ich die Stimme eines Engels, ich bildete mir nicht ein, einen Junggesellen zu bewegen, auf meine Wortversicherung hin, ein Weib zu nehmen. Spricht ihm Gott nicht vernehmlich genug im Bedürfniß des Herzens, im Triebe der Natur; auf Menschensprache wird er weniger achten. So lange die Selbstsucht in seinem Herzen allein redet, läßt diese weder Gott noch Menschen zu Worte kommen. Diese Selbstsucht aber ist die Frucht und das Kind der Genußsucht, und des damit verbundenen, beinahe unerschwinglichen Aufwandes.

Warum aber die Leute sich nicht in den Schranken halten ihres Standes, ihres Erwerbes, ihres Vermögens, der Klugheit und Pflicht? Sie wollen durch die Größe, durch die Vielheit der Ausgaben die Welt glauben machen, sie seien reich. Das Armscheinen ist mehr gefürchtet als das Armsein. Wird den Familien, bei übermäßigem Aufwande, oft auch unwohl, wie Seelenkranken in einem stolzdahinsegelnden Schiffe, nur den Katzenjammer soll man nicht merken, was kümmert sie der bevorstehende Schiffbruch? So überlassen sie sich dem Strome der Zeit, und gehen dahin, wohin Wind und Wellen sie treiben. Einen Trost haben sie im Allgemeinen: Was Alle trifft, werde auch ich ertragen, und einen Seufzer haben sie, den allgemeinen: Herr laß die Trommel nur rühren, wenn ich in der Erde bin. Wie sollten sie bei diesen Gesinnungen sich einschränken; Einschränkung verriethe Armuth. Gäbe man sich für arm aus, für das, was man ist, — wie leicht wären

die Menschen geneigt es zu glauben! Der Täuschung bedarf man ja. Denn man hat ja eine Tochter oder Sohn zu verheirathen, oder, wie man sagt, zu versorgen. Uebersetzt man dies zärtlichklingende Elternwort in die Bedeutung des Alltaglebens, so heißt das Wort: Kinderversorgung grade so viel, als sich eine Kindersorge von seinem Halse ab- und einem andern Halse auflegen. Kinderversorgung, Kinderausheirathung ist daher zum Trugspiel, zur Spiegelfechterei geworden. Weil Fräulein Tochter einen Mann braucht und der Herr Sohn eine Frau — wird Aufwand getrieben um Täuschungen hervorzubringen. Die reichen Kleider auf dem Leibe der Fräulein Tochter wollen verstohlnerweise Hoffnung auf ein reiches Heirathsgut machen, und dadurch den Gimpel fangen. Der Herr Sohn, nach jedem Modejournal frisch gekleidet, macht den künftigen Schwiegerpapa glauben, der Werber suche nur die beglückende Liebe, die Tochter allein, werde daher keine Anforderungen auf Unterstützung seiner Schwiegereltern machen. Wer gutmüthig ist und glaubt, der wird betrogen. Denn die Tochter hat wohl Kleider, aber keine Leibwäsche, und der Herr Sohn unter den feinsten Pantalons oft Unterhosen aus Segeltuch. Wenn nun die fournirten, aber leeren, Kästen, Kanapées, Sophas, Spiegel u. s. w. ins Quartier der jungen Leute getragen sind und die Schwiegereltern sich gegenübersitzen und davon reden, von was die Kinder leben sollen, da sehen sie sich verblüfft an, wie Theaterkönige, wenn sie nach der Aufführung das Rostbradel auszahlen sollen. So, ihr lieben Eltern, geht das länger nicht. Das Stück ist zu oft aufgeführt — den Ausgang kennt Jedermann. Damit lassen sich die jungen Leute nicht mehr fangen. Wollen die Töchter künftig nicht nur Tänzer und Flausenmacher um sich haben — ein Heer zu- und abflatternder Schmetterlinge; wollen die Söhne künftighin kerngesunde, wahre Seelenfreundinnen, Friedensgöttinnen und Engel der häuslichen Glückseligkeit nach Hause führen — so müssen die Täuschungen aufhören, es muß der unsinnige Aufwand aufhören, der diese Täuschungen nothwendig macht. Geschmack im Anzug und Hausrath ist eine Huldigung dem Schönheitssinne dargebracht. Wer liebt nicht mehr das Schöne, als das Häßliche? — Darin fehlen wir gewiß nicht. Verschönerung der Umgebung, Veredlung des

Betragens, wie unschuldig, wie unverklagbar für sich! Nur schrauben wir, nach unseren Verhältnissen, die Saiten zu hoch und setzen die Verschönerung des Daseins zu sehr in Aeußerlichkeiten, in die Gegenstände außer uns. Die Mittel aber, die den Ehestand zum Glücksstand machen, die veredelnden und verschönernden Mittel des ehelichen Daseins, liegen, wie das Himmelreich, in uns, nicht außer uns. Darum, ihr Heirathskandidaten, suchet die Veilchen hervor und lasset die kokettirenden, geruchlosen Tulpen, lasset sie ohne Anbetung und Weihrauch. Erziehet durch euer Benehmen in Zusammenkünften die Mädchen zu innerer Schönheit, daß sie vernehmen, was ihr suchet, was ihr zu finden wünschet; nicht durch wörtliche Prätensionen und Predigen — lasset das dem Pfarrer, welches seines Amtes ist — sondern durch Aufmerksamkeit auf Bescheidenheit, Anspruchlosigkeit, Zurückgezogenheit, auf Familiensinn und Häuslichkeit. Liebenswürdigkeit, hervorgehend aus frauenzimmerlichen Tugenden, zieht auch an im Kleidchen von Hausleinwand; Armuth, die nicht reich scheinen will, aber reich ist an Mitteln des Herzens den Ehegatten glücklich zu machen, sei euch achtungswerther, als der Reichthum, der arm ist, arm auch an Eigenschaften den armen Mann reich zu machen. Mehr aber als Schönheit ist Anmuth und Unschuld köstlicher denn Modebildung, Züchtigkeit werthvoller als alle Musik, und Sanftmuth herrlicher denn die Kunst die Füße, wie eine Spindel, zu drehen. Die Welt der Frauenzimmer bildet sich nach den Ansichten, die das männliche Geschlecht über den Werth und Unwerth von Frauenzimmer-Eigenschaften an den Tag legt. Wo die Mannsbilder das sind, was sie sein sollen, verbessert, erhebet, veredelt ihr überwiegender Einfluß das zartere Geschlecht. Jede Stadt und jedes Land hat solche Frauen, wie sie die Männer verdienen, gute oder schlechte, eitle oder gesetzte rc., je nachdem die Männer gut oder schlecht, eitel oder gesetzt sind rc.

Schon wieder, scheints, hätte ich den Faden und Zusammenhang der Unternehmung verlassen, und irrte Schmetterlingen nach. O nein, mein Freund! Ehstand und Verarmung hängen eng zusammen, und ich gehe zwar eine schlängelnde Straße, bald links, bald rechts, aber die ferne Thurmspitze der Stadt, wohin ich, als zum Ziele soll, behalte ich immer im Auge.

Die Verarmung setzt nicht nur den Nationalwohlstand herunter, sondern bringt auch den Ehebund, als tiefste Grundlage aller bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, in Fäulniß und Verderben. Die Heirathscheu besprachen wir zuerst, dann die gewöhnlichen Täuschungen bei Schließung von Ehen. Nun, wollen wir sehen, wie sie leben. Bei bewandten Dingen besteht die Ehe nur äußerlich; sie ist eine taube Nuß, ohne Kern. Und solcher Nüsse gibt es viele. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat zwistige Eheleute zu verhören, weiß, daß unter 10 Fällen des Unfriedens, 9 ihren tiefern Grund im Aufwand haben. Aus dem Aufwand und den unnöthigen Ausgaben entstehen Verlegenheiten, Mangel und Noth. Das Volk hat über die ehelichen Zerwürfnisse das gesundeste Urtheil, auch die hadernden Eheleute selbst. Sie erkennen deutlich, daß die unverhältnißmäßigen Ausgaben im ehelichen Leben die ergiebigste Quelle von Mißhelligkeiten sind. Wenn sie nun blos theoretisch klug, und in der Praxis Thoren sind; so entsteht ein Feuer, dessen Rauch entweder die Augen thränen macht, oder aber den Hausfrieden hinaustreibt. Als Plänkler des Gezänkes, die oft auch das Handgemenge einleiten, sind in Städten die Conto's. Noch vor Beginne der eigentlichen Affaire höret man murmeln von Gewölbsschulden — Spielschulden, Schneider-Conto's oder Mahnungen an Seidelzahlungen. Mit dem Feldgeschrei: S c h a f f e G e l d! I c h h a b e k e i n s, i c h h a b e k e i n s, beginnt das Kleingewehrfeuer der Zungen, bis es zum Geschütz der Grobheit kommt in Angriff und Vertheidigung. Bei der Allgemeinheit des Uebels ist jede Partei offensiv und defensiv; denn keine ist vom Uebel frei. Kaum ruft es daher in den Wald, so ruft der nämliche Vorwurf heraus. Wie beim Weber das Schifflein flink von der Rechten zur Linken fliegt und wieder zurück, so geht Trompf auf Trompf, und die Spule hätte einen unendlichen Faden, wenn nicht diesem oder jenem der Faden zerriß. — Lieber Leser, hast du jemals lateinische Verse machen müssen, ohne die geringste Lust dazu gehabt zu haben, so wirst du dich erinnern an den ehrlichen Stellvertreter des Pegasus, den man in Pensumsnöthen so oft bestieg und der jeden Reiter duldete — ich meine den ehrlichen Synonymorum thesaurus. Schlage daselbst den Z o r n, die Z w i e t r a c h t, S t r e i t und sonstige Artikel ähnlichen In-

haltes auf, alle diese finden sich in einer unglücklichen Ehe. Wie war es, wie ist es! Jetzt und vormals! Der Leichtsinn, der vor der Heirath als Nebel nur aufgestiegen, sammelt Wolken auf den Stirnen — die Lieblosigkeit bringt kalten Wind — die Zungen knarren als Windfahnen so lange hin und her, bis aus den sanftern Augen Tropfen fallen, und aus des Mannes Blicken Blitze schießen. Der Donner bleibt als Scheltwort und als Fluch nicht aus. Wer für diese Ereignisse Blitzableiter finden will, lasse einen reichen Onkel in Ostindien sterben, oder ziehe für diese zwistigen Eheleute das große Loos. Ohne diese Zufälle hat der Hader täglichen Stoff. Nur ein blödes Auge wird im Redewechsel ein unbedachtes Wort als die Ursache, als eigentliche Aufforderung zum Zwiste entdecken wollen. Der Grund liegt in der heillosen Wirthschaft. Weil auf dem Küchenherd das Feuer, und im Laden der Kredit ausgeht, werden auch die Herzen kälter. Armuth verträgt den Ehefrieden — ein gut Gewissen kann noch fröhlich dabei sein: das Gefühl aber, die Armuth sich selber und muthwilligerweise zugezogen zu haben, macht den Nacken wund, daß das Joch so schmerzhaft drückt. Da ist dann der Mangel ein Störenfried, ein Poltergeist, die Grabschaufel der ehelichen Zufriedenheit. Wäre es möglich hinter den Gardinen einen Schnellschreiber zu verstecken, der, nach einem durchtobten Fasching, die Buß- und Fastenpredigten zu Papier brächte, die sich Mann und Frau dann halten; welcher Blick ins menschliche Herz, in die Zustände der Gesellschaft, in die lachende Zeit, die innerlich weinet! Welches Lach- und Trauerspiel! Was erführe man nicht alles?! Neues etwa, und Unbekanntes? — Nein, es ist nur eine Unzahl von Variationen über den Aufwand, in allen Tonarten dur und moll. Nach dem Ungewitter scheint wieder die Sonne, in der neuen Schäferstunde faßt man die besten Vorsätze, allein — morgens wäscht sich die Frau die verweinten Augen mit Eau de Cologne aus — der Mann streicht sich mit Wienerwichs den Schnurrbart aus und alles ist vorbei; es ist, wie wenn nichts vorgefallen wäre: Sie und Er fallen wieder in die Hölle — denn die guten Vorsätze sind beim Teufel. Der Wille, der im Menschen zu befehlen hat, der Herr sein sollte, ist, wo Leidenschaften den Tyrannen machen, gehorsamster Diener geworden. Vorsätze

zur Häuslichkeit werden gefaßt, aber die Genußsucht ist zu riesenmäßig gegen den Willen aus Liliput. So schiebt es sich in diesem Häuse fort — bis der Genußsucht, Kleidersucht, Spielwuth, dem Afterdurst auf den Spuren folgt mit dem Stelzfuß — die Noth. Man hatte nur im letzten Fasching mit beiden Händen ausgegeben, nun in der Fastenzeit, gibt man mit 6 Fingern aus und hat an der Hand der Einnahme nur 4 Finger. Das Hausschiff, das bisher scharf gefahren, zieht ein Segel nach dem andern ein; ein Ballast nach dem andern wird über Bord geworfen; Perlen, Patzel, Wiesen, Maierhof ꝛc. Es kommt das Coda. Wenn die Conti viele vergebliche Auflagen erleben, fängt der Kredit an zu wanken. Wenn dann eine derlei gnädige Mama mit dero Töchtern, wie ein rauschender und kollernder Puter in einen Laden einzieht, stürzt sich nicht, wie sonst, der Ladendiener zum Befehl entgegen. Nur aus Lebensart, und nur verdrießlich fragt er, was sie schaffe? Weil aber so etwas vom Aufschreibenlassen entfällt, wird mit bestimmender Accentuation erklärt: Bedaure, daß die Waare ausgegangen ist. Da, da aber sehe ich just ein Zeug, wie ich es wünschte. Diese Waare ist bereits einem Andern verhandelt oder aufzubewahren versprochen worden. O weh, wir sind am Ende!

Während der Drittheils-Compagnon im Haushalte also seine Rolle ausspielet, eilt das Zweitel an den Spieltisch mit dem Meerschaumkopf im Munde. Heute soll der Kartengott gut machen, was er gestern verdarb. Alle Baarschaft des Hauses hat der Herr bei sich. Heute soll Leipzig und Waterloo sein. Diese Nacht entscheidet über — sich, Weib, Kinder, Haus, Ehre, Freunde, Stellung, Zufriedenheit und — Seligkeit. Welche Lust, welches fröhliche Herzklopfen, welch angenehmer Zeitvertreib und unschuldiges Vergnügen. Die Karten fallen schlecht; das Spiel wird hitziger. Die Volte wird bewacht, verhindert, oder sie mißräth. Das Gold, ein Taufgebinde seiner Kinder, ersetzt das entschwundene Bankgeld. Etliche schlechte Blätter — und auch das Gold ist weg. Es kommt ans Silbergeld aus dem Sparkrug seines fleißigen Sohnes, der insgeheim zerschlagen ward mit dem Wunsch und Vorsatz reichlich zu ersetzen. Das Silber geht hinter dem Gold. Noch klimpert unter den krampfigen Fingern ein Kupfergeld — treulos verschwindet auch dieses. Mein Meerschaumkopf — mein Mantel

— mein Rock! Ist das Glück nicht günstig, so steht der Bettler fertig da. — — Ich hätte nicht Lust anzusehen und anzuhören, wenn, nach einer solchen Nacht, der verstörte Mann nach Hause kommt und der verdrießlichen Frau begegnet und guten Morgen spricht — auch dem Leser will ich es nicht anmuthen ein solches Hogarhisches Gemälde zu betrachten. Es zerreißet des Zuschauers Herz, zwei Dinge zugleich zu fühlen: verdammen und erbarmen zu müssen! Drum schnell den Vorhang darüber. Die armen Kinder schlafen noch. Die Liebe, die sie ins Leben setzte, die ihnen, beim ersten Lebensschrei den Weg mit Wünschen, mit Vorsätzen, mit Gebeten als mit Rosen bestreuten, die Liebe hat der Leidenschaft Raum und Platz gemacht. Die Rosen sind entblättert, die Kränze welk und zerzupft.

Junger Mann und junge Frau, die ihr noch nur die ersten Schritte auf dieser Bahn liederlicher Verarmung gethan habt, so ihr fortschreitet, seht dies ist die Krone solchen Bemühens, der Siegeskranz solcher Arbeit.

Nein, nein, so dumm bin ich nicht, sagt der Seidler und Billardist. Ich danke dir vielmehr, mein Gott, daß du mich bewahret hast vor Kartenwuth und Kleiderlust, wie Nachbar A und Gevatterin B — ich trage mein Geld nicht um Hadern in den Laden, noch riskire ich mit der schmuckeren Lisel mein Glück — ich gebe es — dem Kellner und den Wirthen.

Ja, so ist die Welt mit ihrem Quersack auf der Achsel. Fremde Sünden beurtheilen wir richtig, für eigene Fehler sind wir blind.

Die Genußsucht bezeichnet mir alle Krankheiten meiner Zeit und begreifet alle Leidenschaften unter sich, die dermalen hauptsächlich die Verarmung unter uns verschulden. Sie unterwühlen den Ehestand, auf dem die Menschheit ruht. Die Polizei vermag dagegen nichts — unerreichbar juridischen Händen breiten sich diese Leidenschaften wie Geschwüre am Leibe der Gesellschaft aus — die Kirche könnte allein noch helfen — allein sie ist nicht frei. Die Weltmacht hat sich neben sie in die Berathung gesetzt.

Die Genußsucht hat die Verarmung als Kind zur Welt gebracht — es fehlen die Mittel zum Leben — aber leben muß man doch. Es stoßen also die verschiedenen Suchten den Verarmten in die Unehrlichkeit, zum Betruge, zur Lüge und Unge=

rechtigkeit. Die schöne Frau wird zur Sünderin — der Mann im Dienste nur dann mit Gehör, wenn die Stimme des Supplikanten zuvor in der Kuchel klang — der Mann im Gewerbe faul und nachlässig, will wenig arbeiten und viel verdienen, für schlechte Waare gutes Geld haben u. s. w. Doch genug; es ist mehr, als genug. Ich werde widerlich, indem ich wahr zu sein mich bemühe.

Nachkommenschaft.

Wir sind krank — von Herzen krank. Wo wächst das Kräutlein der Heilung — wo und in welcher Apotheke kocht man die Mixtur der Genesung? Weiß Gott! Der bucklichte Aesop hoffte viel vom abschreckenden Beispiel. Vestigia terrent sagte das liebe Alterthum. Die Neuzeit scheint nicht viel darauf zu geben. Denn wenn auch an den Fußstapfen alle Zehen in das Armesünderloch weisen, und keine einen Rückweg anzeigen; das Volk drängt sich doch zur Oeffnung mit Ribbenstößen. Die Besinnung etwa zur Warnung des abschreckenden Beispiels Vix crediderim d. h. wohl möglich. Bis jetzt ist unsere Besinnung in dieser Hinsicht ein Pfahl gewesen ohne Laterne, oder eine Laterne ohne Lampe, oder eine Lampe ohne Oel und Docht, oder es war dieser nicht angezündet. Es sollte sein, und war nicht, konnt' es thun, und thats nicht. Die Noth, die Noth lehrt beten und arbeiten. Die Noth ist die Mutter gar vieler Tugenden.

Aber die ausgewachsenen Bäume lassen sich nicht mehr beugen; wir müssens versuchen mit den jungen. Wenn der Mensch die Zeit ist, so ist die werdende bessere Zeit, die bessere Zukunft, in dem werdenden Menschengeschlechte, unserer Nachkommenschaft, zu erwarten. Wenn unserem Zeitalter und Volke die Kinderwelt nicht hilft, ist auch die Zukunft verloren. Wenn nur wir keinen üblen Eindruck auf die Kinderwelt ausübten; und ich wünschte sehr die modische Theologie, die die Lehre von der Erbsünde nur im H. Augustinus stehen läßt, im biedern Luther und dem Glaubensbekenntniß des weisen Melanchthon von 1530 — wäre wahr! So lange aber beim Vieh eine Charakterverpflanzung und Erbschaft von guten und schlimmen Eigenschaften nachgewiesen werden kann, wie jeder weiß, der über Veredlung der Pferde und des Rindviehes, es auch nur im Buche gelesen hat; wem es für keinen Aberglauben gilt, dem

Vater einen Einfluß auf den Embryo einzuräumen, und der Mutter, während der Zeit ihrer Tracht, auch einen besondern Antheil nicht absprechen mag, wird die Furcht mit mir theilen, die Nachkommenschaft werde von uns verdorbenen Eltern so schneeweiß in den Anlagen nicht gezeugt werden, wie frisch gefallener Schnee. Liegt einmal das Kind im Schooße der Mutter, so läugnet ja ohnedem Niemand die Einwirkung der moralischen und physischen Welt auf Leib und Seele des Kindes. Doch lassen wir das gehen und stehen. Betrachten wir jedoch unsere Hoffnung besserer Zeiten, die Kinderwelt, die Erziehung, zu unserem Zwecke, unter dem Einflusse der Verarmung und der alles verschlingenden Genußsucht. Es ist beinah der letzte Streich an diesem Konterfei der Zeit und der dermaligen Welt.

Die Eltern, durch sich schon ärmer, haben auf die Erziehung ihrer Kinder nunmehr weniger zu verwenden, wie zuvor, berechnete man auch die Unkosten nicht nach den Erfordernissen und Begehrlichkeiten der Elterneitelkeit. Jeder Unterricht spricht schon an sich ein Geld an, daß einem Vater vieler Kinder eine sparsame Haushaltung zur Seite gehen muß, soll es ihm möglich werden seine Pflicht als Vater ehrlich zu erfüllen. Bei beschränkteren Mitteln, vermehrten Ausgaben wollen die jungen Adamskinder in allen Dingen, Kleidern und Vergnügungen den Eltern es gleich, wo möglich, noch zuvor thun. Theater, Bälle, Kegelbahnen, Biergläser, Kaffeehäuser, Jausen, Uhren, Kleider en gros — ich sage nichts mehr, kommen um 10 Jahre früher aufs Tapet, als früher. Dieses Vorgreifen der Zeit, dieses Bestreben vor der Zeit zu genießen, nannte man sonst Unzeitigkeit. Wie es jetzt heißt, weiß ich, seit ich ins alte Eisen gekommen, freilich nicht. Die ältere Zeit ließ die Vergnügungen mit den Jahren wachsen. Zwischen Kopfbildung, Leibeswachsthum, Kleidung und Vergnügungen war ein gewisses Verhältniß beobachtet. Die Jahre waren das Maas, womit Alles gemessen ward. Fangen aber, wie jetzt, um 10 Jahre die großen Ausgaben früher an, so dauern sie um 10 Jahre auch länger. Die unnöthigen Ausgaben sind aber nicht nur die meisten, sondern auch die sogenannten großen Ausgaben. Früher war daheim ein Hauskleid — in der Woche auch auf der Gasse ein Werkkleid — am Sonntag ein Feierkleid. Die Kinderfreuden bewegten sich im Kreise von ihres Gleichen. Ich versichere, daß ich weder taub noch blind bin.

Die jetzige Welt ist eine andere — ihre Beurtheilung, ihre wahre Abschätzung nach ihrem wahren Werth darf aber nicht aus dieser jetzigen Zeit genommen werden. Die älteren Leute sind auch jung, die jüngern aber noch nicht alt gewesen. Die Erfahrung ist ein plus auf Seite des Alters. Weil aber zwischen Alter und der Kindheit, noch ein Geschlecht der Mittelzeit steht, halb alt und halb jung, so möchte dieser der kompetenteste Richter zwischen beiden Parteien sein. Diesem zu Liebe, Nutz und Frommen entwerfe ich hier nur kürzlich eine Schilderung voriger Zustände des Volkslebens. Mögen sie über diese sächsischen Alterthümer nicht schmunzeln, und das Belächeln so lange sich auffsparen, bis sie selbst alt geworden sind, und dann selbst in Gefahr schweben gerichtet zu werden. Diejenigen Leser aber, die im Alter die Mittagslinie passirt haben, mögen so gütig sein die Federzeichnung aus dem Farbenladen der Erinnerung sich zu koloriren. In diesem wehmüthigen Geschäfte mögen sie dann den Entschluß nie fahren lassen, das Gute, was die Vorwelt etwa hatte, wenn auch in andern Formen, zur Wiederbelebung zu bringen.

Der Fasching hatte für uns Sachsen mit der Reformation aufgehört. Die Entschädigung für die harte Fastenzeit, in der schwelgerischen Fastnacht, als letzter Fleischstunde, fiel natürlich bei denen weg, wo die Fasten selbst, als Nüchternheit und Mäßigkeit, als Pflicht für alle Zeit, ausgerufen ward. Nur 3 Narrentage blieben noch als alter Sauerteig in der Aschwoche, auch noch nach der Reformation, wie es noch immer auf dem Lande gehalten wird. Oeffentliche Bälle, oder Freibälle, gab es in der Sächsischen Nation nicht. Die Zeiten der Freibälle datiren sich nur aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, wo durch öffentliche Verpachtungen dem verschuldeten Beutel der Kommunitäten zu Hilfe geeilet ward. Darum war die Welt nicht freudenleerer, als jetzt. Als Rosenzeiten der bürgerlichen Einrichtungen, ergötzte sich das junge Blut auf Bällen der Zünfte, der Nachbarschaften und Familien. So ward auch in der Freude die politische Bedeutung beachtet. Man war immer in der Kathegorie eines Verbandes — in den Zünften als Standesgenossen — in der Nachbarschaft, als Wehrmann und Stadtbürger — auf Hochzeiten, als Mitblut.

Die Zünfte, als Gesellschaft, bis auf Kaiser Joseph II.,

reich und wohlhabend durch Erträgniß von Grund und Boden, veranstalteten Festlichkeiten, herbeigeführt durch besondere Ereignisse, die diesen Innungen lieb und wichtig waren. Die Ausgaben flossen aus dem Beutel des allgemeinen Vermögens, woran ein Jeder, als Genosse, seinen rechtmäßigen Anspruch hatte. Kein Aufschlag, kein Griff in die eigene Tasche erschwerte oder versäuerte dem Aermeren den Beitritt oder den Genuß der Lustzeit. Er bekam die Freude umsonst. Wie die Veranlassung zur veranstalteten Freude aus der Zunft hervorging, so flossen auch daraus die Mittel der Bestreitung — aus Allen, für Alle. Was er aß, und was er trank, hatte er Niemandem zu danken, als seinem Stand: es war von dem Seinigen, wenn es auch nicht aus seinem Keller, nicht aus seiner Kammer kam; es kam aus seinem Recht. Jeder war Gastgeber und Gast in Einer Person. Wen dieser Kreis als Mitglied nicht einschloß, den nahm die Nachbarschaft in ihre Kreise der Geselligkeit auf. Man muß die Nachbarschaft in ihrer alten Wichtigkeit nehmen, in der Bedeutung, die sie hatte, ehe die moderne Centralisation sie um Ansehen und Wirksamkeit noch gebracht hatte — — nur dann begreift man die Wichtigkeit der Tage, wo die Nachbarväter gewählt wurden, wo Sitzungen, mit Lösung schwerer Aufgaben, geendigt worden, wo der Sittag für ein ganzes Jahr, mit seinen Rechnungen, seinen Gerichten über Gesinde, Kinder, Eheleute, Nachbaren, seine Anstalten für Sicherheit, Frieden, Recht und Gottseligkeit — festlich und feierlich schloß. Es waren merkwürdige Tage. Da gaben die einzelnen Nachbarschaften ihren Vorstehern, die es durch Nachbarenwahl geworden waren, die Instruktion, nach der sie sich zu äußern hatten, wenn sie mit den anderen Nachbarvätern und Zunftmeistern in ein Ganzes vereiniget, die Kommunität bildeten. Die Glieder der damaligen Kommunität waren durch Wahl Glieder derselben, aber nur so lange, als sie sich des Vertrauens dem Volke würdig bewiesen. Das Volk war also in den Kommunitäten thätig lebendig, seine Abgeordneten sprachen dort aus, was ihnen die Zunft und die Nachbarschaft auf die Zunge gelegt hatte. Die Beschlüsse der Kommunität also Volkswille, darum auch Leben darnach und Daraufhalten. Ein abgesondertes Kommunitätswesen vom allgemeinen Interesse konnte nicht entstehen, oder ward

durch die nächste Wahl, durch Beseitigung der Mißfälligen, beseitiget, während die Vertrauenswerthen und Würdigbefundenen an der Spitze der Zünfte und Nachbarschaften blieben. Durch das jetzige System der Selbstergänzung bleibt die Kommunität vom Leibe des Ganzen mehr abgesondert. Das gewählte Mitglied ist Niemandem Rechenschaft schuldig: es empfängt von Niemandem Aufträge. Der Blutumlauf der Gefühle, Gedanken ist im Volkskörper unterbunden, dadurch, daß die Mitglieder der Kommunität einmal gewählt immer bleiben, und aller Einwirkung des Volkes auf sie enthoben sind. Sie haben Niemanden zu fragen, Niemandem zu antworten. Auch sind keine Anstalten getroffen sie über den Wunsch der Gemeine zu belehren. Sie handeln nach Gutdünken. Wie die jetzigen Kommunitäten nach unten jetzt unabhängiger sind, nach oben abhängiger, so waren sie früher nach unten abhängiger, nach oben unabhängiger. Magistratspersonen wurden alle Jahre gewählt, aus der Kommunität. Eine Magistratsperson war immer ein Zunftmann, dadurch auch immer ein Nachbar, ein Zunftmeister, oder ein Nachbarvater, kannte, wußte, sah, hörte, was Noth that und gewünscht ward. Der einzige Jurist ex professo war der plebanus oder später der Notarius. Wir finden in allen alten Schriften unter den Bürgermeistern, Stuhlsrichtern, Königsrichtern nur Zunftleute: Kürschner, Schneider, Fleischer ꝛc. Wenn das Jahr der Amtirung um war, legten sie Rechenschaft ab — die neue Wahl, als Bestätigung oder Beseitigung, war des Volkes Gericht, Ausdruck der allgemeinen Zufriedenheit oder Mißbilligung. Der Volkswille hatte ein Zifferblatt; jeder konnte merken, was die Glocke sei. Ich aber wollte mit diesem allen nur dies Eine sagen, daß damals Zünfte und Nachbarschaften politische Korporationen waren, ihre Zusammenkünfte also eine Bedeutung hatten, ein Gewicht und Entscheidung, was nun freilich anders geworden ist. Ehe die centralisirten Gerichte mit ihrem schriftlichen Proceßverfahren die mündlichen Rechtsverhandlungen in den Nachbarschaften auffsogen oder ausmerzten; ehe die Centralpolizei alle Rechte der Aufsicht, alle Hebel der öffentlichen Sicherheit und Volkswohlfahrt an sich riß, in welcher schönen und hohen Bedeutung standen die Nachbarschaften da. Wie alle Werkstätten zusammengenommen die Zünfte bildeten,

so liefen alle Haushaltungen durch die Nachbarschaftsordnung in eine politische Spitze, in ein politisches Ganze aus. Der einzelne Nachbar und Bürger hatte ein Organ seinen Willen zu äußern, er war sich der Kraft und Wichtigkeit des Ganzen froh bewußt, und fühlte sich darin gehoben ein Glied dieser Kette zu sein, ein Theilhaber an der öffentlichen Macht; wenn auch nur mittelbar, seine Stimme ward gehört, er hatte das Recht, die Gelegenheit seine Ansicht geltend zu machen, einmal in der Nachbarschaft, als Nachbar, dann als Zunftmann in der Zunft, was durcheinander sich mengend das Privatinteresse einer Zunft oder einer Nachbarschaft darnieder hielt. Die Abschlüsse waren wahrhaftiger allgemeiner Wille. In eben dieser Ehrwürdigkeit, Unentbehrlichkeit und Nahrhaftigkeit mag ehemals auch in Deutschland, unserm alten Vaterland, die Anstalt der Nachbarschaften gestanden haben, da der selige Doktor Martin Luther den *guten Nachbar* zum täglichen Brote zählt.

Die aus *Einem* Brunnen tranken, Brot aus Einem Ofen aßen, die die Nachthut für einander hielten, die sich ihre Wohnhäuser aus gemeinschaftlicher Kraft aufrichteten, in Krankheit und Unglücksfällen den Willen von Anverwandten hatten, die endlich einmal Alle auf derselben Todtenbank ruhten, die sich einander ihre Gräber gruben, eigenhändig ihre Todten auf den Gottesacker trugen, und die letzte traurige Ehre der Leichenbegleitung als eine Gemeinsamkeit erwiesen, — beim Thränenbrote der Geschiedenen Verdienste rühmten und aus nachbarlichem Vermögen und Beruf für Witwen und Waisen sorgten — — diese brüderliche Gesellschaft, durch Oertlichkeit bezeichnet, nannte sich die *Nahen*, die *Nachbarschaft*.

Wo seid ihr hin, ihr goldenen Tage, wo sich die Bewohner anstoßender Häuser nahe waren, näher als Anverwandte, die Nächsten in Leid und Freud', bei Tag und Nacht. Als alles dies noch Thatsache war, nicht bloßer Name, als ein leeres Nest, aus dem das Leben ausgeflogen ist, als es Wahrheit war, nicht Schein und Hülse, Dasein und Wirklichkeit, nicht blos Erinnerung — — waren diese Zusammenkünfte der nachbarschaftlichen Verbrüderung, dieser nahe wohnenden Freunde mehr, als jetzt, wo sie auch so heißen, aber weniger sind. Solche Zusammenkünfte waren Ereignisse, die

Ursache und Folge hatten, eine Bedeutung für jeden Hauseigenthümer! Sagte ich Hauseigenthümer. So, ja, und ich sagte recht. Denn die Miethsleute kannte das sächsische Alterthum nicht. Junge Eheleute lebten nur so lange bei Anverwandten, bis die Nachbarschaft, in Verbindung mit der Anverwandtschaft und Hilfe der Zunft dem neuen Immen eine neue Wohnung aufbauete. Alles legte freudig die Hand an. Die Stadtmauer erhielt einen neuen Streiter, die Steuer, welche damals ein Pauschquantum war, einen Theiltrager u. s. w. Was man selbst erhalten sollte aus gemeinsamer Kraft, that man gerne auch einem Andern; es lag die Bürgschaft darin, man werde es thun auch seinen Kindern. Darum boten die Altvermählten Hand und Fuß als Hilfe den Neuvermählten, Freunde liehen die Wagen; ein Zimmermann fand sich leicht in der Freundschaft, Zunft oder Nachbarschaft. Bald stand das Haus aus unlicitirtem Waldholz ꝛc. Wo seid ihr hin, ihr Tage des Unscheines, der Genügsamkeit, des Habens und Liebens, der Aufopferung und des Gemeinsinnes? — Der Anruf »Nachbar« war nicht leer; er enthielt ein Bündel Rechte und Pflichten; sagte was im Munde des Gleichen; klang nicht wie Herablassung im Munde des Vornehmen; er war Anerkenntniß gleicher Berechtigung, ein Geständniß der Benöthigung, die Parole einer Verbrüderung. Wenn in solchen Zusammenkünften die Männer ihre Geschäfte mit Zufriedenheit beendiget hatten und Zeit und Wille war da, der Fastenspeise des Werktaglebens die Freude als Fett und Butter aufzugießen, entbot man den Frauen, den Kindern und Kegeln. Die Versammlung waren Menschen gleichen Zieles, gleicher Furcht und Hoffnung. Ein Leib, Eine Seele! Jung und Alt war fröhlich! Denn alle hatten Ursache am Beschlusse, froh ein jeder in seiner Art. Die Alten rückten in Gesprächen näher — die Jungen drehten sich im Tanze. Mutter und Vater ergötzten sich die Augen am Kinde. Diese Freude war Lohn eines beendigten Geschäftes, eine Lust am Beisammenbleiben; nicht Lust aus Tanz, sondern Tanz aus Lust. Saget es selbst ihr grauen Häupter, Ruinen der Vergangenheit, als ihr Kinder, Jünglinge und junge Männer waret, hatten diese Zeiten denn keine Freude, keinen Frohsinn, keine Lust und kein Vergnügen? Hat Euch der später eröffnete Freiball im öffentlichen Saale die Innerlichkeit der

alten Einrichtung ersetzen können? — Der Freiball versammelt zwar auch eine Gesellschaft — eine vergängliche, denn ihre Mitglieder vereinigen sich nur auf eine Nacht: das Recht der Aufnahme erkauft man sich mit keiner Pflicht und mit keinem Verdienst. Das Entrée bringt Kleti und Pleti zusammen. Eine Gesellschaft, die vor der siebenten Stunde nicht ist und gegen Morgen auseinandergeht und aufhört! Die Verbindung hört auf, sobald der schläfrige Diener die herabgebrannten Kerzen ausbläst. Oeffentliche Bälle, durch keine Begebenheit ins Leben gerufen, ohne etwas, was sie ausdrücken sollen, ohne Bedeutung und Sinn, als Berechnung die Allodialkassen zu füllen: bedürfen freilich der Kronleuchter und des Aufputzes, wie Leichname der Schminke. Denn der Mangel eines Inneren muß ersetzt werden durch ein Aeußeres. Verzeihet, Ihr jüngern Freunde und Freundinnen! den Faschingsfreuden fehlet etwas Wesentliches: die Würze eines Gedankens, die Weihe eines Gefühles, das Bewußtsein, es habe diese Freude etwas zu bedeuten, es sei die Auszeichnung einer Zeit, Bemerkbarmachung eines Zuträgnisses, das Erinnerungsmal einer Begebenheit. Ihr tanzt — das ist wahr, und ihr tanzt mehr und heftiger, künstlicher als die Alten, wie sie jung waren; ihr tanzt sogar mit Aufopferung Euerer Gesundheit — mehr zum Erstaunen Anderer und zur Erweckung von Besorgnissen, als für Euch aus Innigkeit. Denn — kaum werde ich mich deutlich machen können: Eueren Tanz habt Ihr Euch vorgenommen, ehe die Freude noch da war; es ist ein gemachter Ball; es fehlet ihm der Boden einer Geschichte, eines Erfolges, Rechtes, der Sitte. Die Quelle euerer Tanzlust ist Zucken der Fußsohlen, der Boden euerer Freude sind Bretter aus Tannenholz — nichts mehr.

Noch muß ich der Familienfreuden erwähnen, und darunter besonders der Hochzeiten, als eines dritten Kreises, worin sich das Leben und die Freude unserer Altvorderen bewegte. Die Zusammenkunft auf Hochzeiten bildeten theils Freunde durch Blut, theils Freunde durch Gemüth, menschenreich und zeitläufig. Es lebte in der Zeit noch der Gedanke im entferntesten Freunde die gemeinschaftliche Wurzel oder die Verzweigung zu ehren. Um dieses Bewußtsein rege zu erhalten wurden Familienereignisse mit möglichster Theilnahme aller Angehörigen gefeiert und langer, langer Kirchenzug war nicht Stolz auf viele Leute, sondern auf viele Freunde! Die besondern Sitten und Gebräuche der dama-

ligen Zeit sind nun abgekommen, unt leben nur noch kümmerlich und versteckt, theils auch verachtet auf dem einsamen Dorfe, je entfernter von Städten, je frischer. Diese Sitten und Gebräuche waren aus der Humanität hervorgegangen dem Festgeber nicht beschwerlich zu fallen. Eine Hochzeit, die 8 Tage dauerte, zugebracht in Scherz, bei Essen- und Trinken, Tanzen und Springen, kostete dem Gastgeber, bei vollgestopften Häusern, nicht mehr, als jetzt. Wie das kam, wäre wohl leicht nachgewiesen. Der du es aber zu wissen begehrest, frage deinen Großvater und deine Großmutter, wenn sie noch in diese Zeiten hinaufreichen. Diese werden dir erzählen, wie die Braut und junge Frau mit Pölstern und Kuchelgeschirr, mit Geld und Hausrath beehret ward, wie die Tänzer die Reihen löseten, wie die Musikanten durch freiwillige Gaben der Tänzer bezahlt, wie Bedienung und Hilfe umsonst geleistet ward 2c. Die Eßwaaren kamen todt und lebendig, roh oder zugerichtet, gebacken und gebraten, freiwillig und unbezahlet ins Hochzeithaus. Je mehr Gäste, je mehr Geber. Was Ausgabe schien, war Einnahme! Weil jeder wußte, daß er gegeben oder gethan hatte; genoß auch Jeder im Gefühle seines Antheiles. Beim Abschiede dankte Jeder für die mitgenossene Freude und man dankte zurück für den Antheil, für Vermehrung des Glanzes, Vergrößerung der Freude, für Beiträge und Hilfe. — — Die jungen Eheleute waren ein halbes Jahr lang in der Freundschaft, bei ehemaligen Hochzeitgästen, geladene Tischgenossen.

Dieser alten Arten gesellschaftlicher Freuden mußte ich etwas weitläufiger erwähnen, weil sie mir den Weg bahnen sollten, die neuen Zustände der Jugendvergnügungen zu beleuchten. Es war nämlich davon die Rede, daß die Jugend ihren Kreisen der Altersgleichheit entrissen, bedeutungslosen Vergnügungen zugelassen würde, die große Kosten verursachten und für das Jugendgemüth, weil vor der Zeit und im Uebermaß, verderblich wären. Sollte auch die Freude der Jugend, unter Aufsicht der Eltern, nicht sittlicher sein, und war die alte Zulassung der Kinder zu ihres Gleichen auf Hochzeiten, Zünften und Nachbarschaften, immer unter einer Idee versammelt, nicht natürlicher? Diese natürlich veranlaßten Bälle, aus Aller d. h. aus Niemandes Beutel bestritten, stillten das Bedürfniß, wenn es und so lange es

vorhanden war. Kein Arrend, den ein Ballpächter zu zahlen hat, legte eine indirekte Steuer auf die Freude. Keine Procente eines kostspieligen Ballhauses, mußten durch Verleitungen der Jugend aus der Tasche gespielt und gedeckt werden. Freilich beabsichtigt dies das Publikum nicht — aber der Arrend nöthiget schon sich Nutzen und Entschädigung zu ersinnen. Damals war jedes geräumige Haus irgend eines ehrbaren Mannes bald zum Tanzsaale eingerichtet Diese Ueberlast nahm man auf sich, als Ehre oder Gefälligkeit gegen die Jugend, wie ein Anderer für ihn einmal die gleiche Unterlast getragen hatte. Ein solches Zimmer auszuräumen waren eine Menge Hände vorräthig und geschäftig, ebenso zum Einräumen. Etliche Inseltkerzen an die Wand, etliche Thurner — — die Heiterkeit war da durch die Vorbegebenheit; der Tanz, Ausdruck vorhandenen Gefühles — also inniger; zwischen Rechtsgleichen — also zwangloser; unter Aufsicht älterer, selbst von Freude ergriffener Leute; also anständiger und ehrbarer. Man durfte nicht luxuriös in Kleidern erscheinen, um sich unter einem Troß, den keine Idee zur Einheit verband, zu unterscheiden u. s. w., während jetzt im öffentlichen Ballsaale Jeder einzutreten die Befugniß hat, er soll nur zwei Bedingungen erfüllen, nämlich den Eintritt bezahlen und im Kleide sich den Andern gleichstellen. Das Recht also der Theilnahme gründet sich auf Geld und das Kleid, die zwei Götzen der Zeit. Wenn ich also darüber Beschwerde führe, daß die Vergnügungen der Kinder den Eltern eine Last aufbürden, habe ich nicht Recht? Wenn jetzt zwischen Kutschern und Kuchelfräulein Kinder der Freien an Einem Orte und mit gleicher Berechtigung sich einfinden, ist die Verleitung zu einer auszeichnenderen Kleidung nicht natürlich? Ist das Gefühl der Gleichstellung und Gleichberechtigung im Niederen nicht oft eine Verlockung zur Unbescheidenheit, im Höheren eine Verlockung zu Vertraulichkeiten — wie erklärlich, diese Gleichstellung auch nach der Ballnacht fortzusetzen. Wer kann dem erhitzten Blute wehren Bekanntschaften zu machen, die außer dem Ballsaale nichts taugen? — Das Bürgermädchen, von der glatten Grazie des Vornehmeren bethöret, wenn auch sonst nicht mißbraucht, findet die ungehobelte Sprache des Gesellen, der sie aber heirathen, ehren und nähren würde, nunmehr widerlich und unansprechend.

Wenn es nicht über die Altarschwelle mit einem Vornehmern ins Ehebett kommen kann, raunt ihm der Teufel ins Ohr: Ei so kehre es um: aus dem Bett vor den Altar. Die protestantischen Kirchen machen durch die abgesonderten Sitze der Geschlechter die Kuppeleien unmöglich — umsonst wachet die Geistlichkeit; denn die Bälle mit Masken geben Gelegenheit zu den schamlosesten Annäherungen. Mit wem man sich schämt von Andern gesehen einen Gruß anzunehmen, dem gibt man verkleidet und von andern unerkannt Kuß, Händedruck und mehr. Im bloßen Gesichte schämt man sich auch vor sich selbst — in der Maske nicht. Die öffentlichen Bälle verführen zum Aufwand an Kleidungsstücken und Geldern. Wer in den Kredenzen aufwichset, wird gesehen; wo kann ein Kleid so sehr gezeigt, durch Vergleichungen, wo können solche Triumphe gefeiert werden? u. s. w. Wer zahlt nun diese Ausgaben, wer büßt für diese Jugendsünden anders, als die Eltern? Für die Kinder? Nein doch, nur für den eignen Unverstand! Klagen, gerechte über die vertheuerte Kindererziehung sind zwar schwer zurückzuhalten. Oft schon, wenn sich Mann und Frau umarmen wollen, legt sich der Gedanke an diese Kostspieligkeit zwischen sie, oder macht die Umarmung fruchtlos. Wozu nützen Klagen? Männern steht Klage, wie Greinen, übel, während Weiber hiedurch schöner werden. Also statt ferner zu klagen, was die Sache nicht besser macht, und nur entstellt, blättern wir lieber im Buche der Erfahrung und Vergangenheit, und sehen nach, wie es die Alten anfingen, daß sie mit geringeren Mitteln ein Geschlecht erzogen, gleich weise, wie gut; gleich tapfer, wie leutselig; gleich volksliebend, wie fürstentreu.

Keine Privaterziehung — — alle in gleicher Bahn, bis die Wahl des Berufes, jedem freistehend einem, wie dem andern, sie auseinanderbrachte. Das ist recht. Die öffentliche Schule ist öffentliche Beweisführung von Anlage und Verwendung. Den zähen und den weichen Zögling, den empfindlichen und halsstarrigen, weiß der Lehrer, wenn er sein Fach versteht und gelernt hat, auch verschieden zu behandeln. Wenn die Kinderschuhe ausgezogen waren, hieß es: Marsch in die Studentenzelle, an den Coquintisch, unter die sittenbeschirmende Toga, die Kaiser Joseph durch seinen Beifall geehrt hat. Kameradschaften auf Zeitlebens! Freundschaften, welche die Scheidewand der Eltern, des Kantönligeistes übersahen! Viele

in einer Stube oder Museum. Alle an einem Studirtische, wo bei gemeinsamer Kerze alle versuchten was aus dem Kopfe, was in den Kopf ging. Zwischen sich, Rang und Unterordnung, eine Verfassung mit Wahl und Rechenschaftslegung. Kein Kanapee, als Faulbett, kein Bedienter, als Werkzeug. Wen die Reihe trifft ist Wasserträger, Ofenheizer, Stubenkehrer. — Die Kleidung wie zweckmäßig! Nur die Toga ist Studentenkleidung; denn Dollmann und Mente Bürgerkleidung, in meiner Kindheit noch allgemeine Festtracht des Bürgers. Dollmann, Sommerkleidung; Mente hingegen Winterkleidung. Letzteres mit Lammfell gefüttert, angemessen der Jahreszeit, und den Kirchendiensten und Leichen in Wintertagen. Dieser Pelz mit schwarzem Tuch überzogen, früher auch mit schwarzem Lammfell ausgeschlagen, artete schon vor Anfang dieses Jahrhunderts in die Pracht des Fuchsrückens aus. Mente und Dollmann gingen vom Kinn bis unter die Wade. Man brauchte keine scheinige Weste, und die stark in die Quere zugeschnittenen, übereinanderliegenden vordern Rockzipfel ersparten dem Träger geflickter Hosen das Erröthen. Die Toga deckte, wenn man ausging, die durchlöcherten Ellenbogen. Welche Rücksicht auf Armuth, welche Bedachtnahme auf Jedermann!, der lernen wollte. Das ist Humanität! Wer dies Ehrenkleid trug, grob oder fein, ganz oder geflickt, neu oder alt, galt als Student, genoß die Ehre, die Behandlung, das Privilegium eines Solchen. Diese Studentenuniform äußerte aber auch einen Einfluß, eine Rückwirkung auf den Träger selbst. Ein Student, trägt er einen Frack, weicht er in der Abenddämmerung der Gassenliebschaft nicht aus — ungezeichnet durch die Studentenkleidung schlüpft er in die schmutzige Kneipe, unter das Kehricht der Gesellschaft. Ehrt ihn das Kleid — er sucht es auch zu ehren. Nicht nur auf den Studenten, auch auf den Vater des Studenten äußert diese Kleidung ihren wohlthätigen Einfluß, da ein abgeschabter, unmodischer Frack den jungen Menschen in der Weltmeinung herabsetzt, wird dadurch dieser Sohn veranlaßt auf feines Tuch Ansprüche zu machen, auf einen neuen modischen Schnitt anzutragen. Hiemit ist er allen Wechselfällen der Modelaune Preis gegeben. Daß die Modesucht Studentenseelen nicht verschont, ist gewiß; daß mit dem Modetand der Weltsinn einziehet, aus vielen Beispielen erwiesen.

Nehmen wir nun die klösterliche Wohnung. Der Zaum

war scharf — die Fohlen aber auch wild. Die Welt, als Nachschule, handelt dem idealen Schulleben ohnedem genug ab. Eine verständige Erziehung macht es wie eine Zigeunerin; die Schule begehrt viel — um viel nachlassen zu können. Dieses klösterliche Leben war in allen seinen Einrichtungen dahin bemüht: in den Studenten Takt und Charakter zu bringen — zur Zeit — nach Maß — am Ort. Ausgang und Eingang — Schlaf und Wachen — Anstrengung und Erholung — Gebet und Arbeit — Essen und Nüchternsein. Zur Abendstunde rief das Glöcklein die Studenten nach Hause — wie der Zapfenstreich das Militär — bis zehn Uhr Privatstudium. Dann wurden die sogenannten Schiffe vom Strande gelassen. Der Schlaf brachte Ruhe in den Ameisenhaufen. Fünf Uhr Morgens ruft das Glöcklein statt des Morgenhahnes. Der Wecker ruft zur Arbeit und stellt die entzündete Kerze auf den Tisch. Der Vordermann des Zimmers nöthiget aus den Federn. Während die Morgenstunde für den S c h u l b e w o h n e r Gold im Munde hat, was geschieht mit dem Stadtbewohner häufig, nicht immer? — Der Vater schläft selber zu lange und die Mutter hat mit ihrer Zärtlichkeit einen zu ungleichen Kampf zu bestehen um das Herzenssöhnchen im sanften Morgenschläfchen zu stören. Nun lief auf der Schule nach dem Morgenapell die Beschäftigung fort bis zur Mittagsstunde. Die Coquin für jede Tischgesellschaft dieselbe, immer noch besser, als Spartaner Suppe, mit der einst Könige sich begnügten. Gesunden und Jungen ist der Appetit der beßte Koch. Der Vater brauchte nur für den Magen das Kostgeld zu bezahlen, nicht dem Gaumen. Speise sei Bedürfniß, nicht Vergnügen. Wie der Freiheitsgeist und Sinn für Unabhängigkeit in einem Volke abnimmt, desto mehr gewinnt der Magen Oberhand. Die niedlichsten Speisen, gesülzt, gedampft, überzuckert ꝛc. was erzeugen sie? — Dünger! Studenten gehören nicht ins Kosthaus, weniger noch ins Wirthshaus. Denn es wirft der Anblick, Duft, Geschmack der Speisen in den Beutel des Vaters ein Netz, und zieht Geld heraus, das nöthigeren Dingen aufgesparet werden muß. Wer sich aufs Eis begibt, fällt leichter! — — Lassen wir die übrige Zeiteintheilung — nur noch die Aufsicht und Ueberwachung des Lebens, der Sitten. Das Auge des Vorgesetzten, die ganze Stufenleiter bis zum Rektor, hält

doch bessere Wache, als ein gleichgiltiger Hausherr, der ein Verdienst verliert, oder ein leichtgeäffter Verwandter im Stadtquartier.

Wären auch diese Schulordnungen, wie die mosaische Gesetzgebung in der Wirklichkeit nie so vollkommen ausgeführt, als im Gedankenreich entworfen worden; so legen sie doch ein klares Zeugniß ab von der Umsicht, von der Weisheit der Altväter, von ihrer allgemeinen Volksliebe, welche Wissenschaft und Aufklärung allgemein, Allen zugänglich machten, nicht läppisch wünschten, sondern männlich veranstalteten. Wir, noch mit den Eierschalen auf dem Rücken, wollen die Altzeit meistern, und rümpfen die Näschen, wenn sie noch rotzig sind, wenn Ernst und Strenge die Kinder in das Gleis bringen will. Die Schule, als Tochter der Kirche, theilt mit ihrer Mutter das Loos der Gefangenschaft, ist dem Weltsinn überantwortet, — denen, die da draußen sind. Die Polykratie hat mit ihrem Geplärr von Liberalität und Humanität aus diesen Gebäuden den alten Ernst herausgenommen, wie Kinder Eier aus den Nestern. Während die Umstände — der Nation stählerne Gliedmaßen wünschenswerth machen; zieht man dem Jugendcharakter Schlafröcke an. Die Schlafmütze werden sie sich als Zierbengel später schon selber aufsetzen! Was hat denn die neue Zeit zur Charakterbildung für die Jugend gethan? welchen Ersatz hat sie an die Stelle des Abolirten gesetzet? Heißt Liberalität etwa den jungen Leuten jeden Willen lassen? Besteht nicht vielmehr die wahre Schulliberalität darin durch äußern Zwang und Gesetze, nach psychologischer Berechnung, die innere Freiheit und Selbstgesetzgebung wecken, durch Gewohnheit gute Sitten zur zweiten Natur machen? Ist das Humanität, durch die Finger sehen, den Eltern aus Rücksichten zu Gefallen leben? Ist das Humanität, die feste Form der Schulverfassung, nach Launen, wie ungesäuertes Brot verfließen lassen, statt nach Principien, die Nachkommenschaft zur Himmelsbeschauung, zur göttlichen, festen Weltansicht, zur Aufgabe der Menschheit zu erziehen? Gleich ein gellendes Geschrei über Zwang, Schranke und Fessel. Ist denn Mode, Zeitgeist, weniger Zwang, weniger Fessel? — — —

Opfer, zur Bestreitung wesentlicher, unumgänglicher Bedürfnisse, hat das ärmer gewordene Elternhaus schon genug-

sam zu bestreiten — die Abgaben für unwesentliche vermeidliche Ausgaben als z. B. doppelte Kleidertracht, Gleichstellung mit Selbstständigen, Nachäffung der Welt — wie werden sie diese erschwingen? Wenn diese Liberalität und Humanität, in der Bedeutung, wie sie jetzt hat, eine Weile noch fortdauert und für das abgebrochene Gebäude kein anderes bald aufgeführt wird, fürchte ich, wird das Studiren — sonst ein Gemeingut des Volkes, zum Privilegium des Reichthumes, eine Ausschließung für den Armen. Hiemit aber hört die Lichtmassa im Ganzen auf, wenn auch der gleiche Lichtstoff in einem einzelnen Gliedmaße neu versammelt wird. Das soll man verhüten, und es durch Veranstaltungen möglich machen, daß sich die intelligente Klasse aus dem ganzen Leibe der Nation rekrutire.

Wir Sachsen, die wir weder im Adel, noch in einer hohen Geistlichkeit, außer dem Volk eine Stütze für das Volksthum haben, müssen alles Heil für das Volk im Volke selbst suchen. Verlieren wir das geistige Uebergewicht; so — — — Brutus schläfst du?

Blasendorf unterhält, aus bischöflichen Händen — durch kaiserliche Freigebigkeit — alle Jahre eine große Anzahl junger Walachen, die klösterlich erzogen, in der kirchlichen Enthaltsamkeit die große Kunst der Selbstbeherrschung üben lernen. Hier richtet der Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder die Eltern nicht zu Grunde — vielmehr fließt aus der Erziehung für die Familie eine Quelle künftigen Wohlstandes. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo aus dem immer fort und fort abfließenden Unterrichte für dies Volk Heere von Geistern über das Land sich ausbreiten werden und ihrem Volke leuchten, wie Sonne, Mond und Sterne.

Karlsburg unterhält, aus bischöflichen Händen, durch kaiserliche Freigebigkeit, alle Jahre eine große Anzahl junger Katholiken, die sich dem Dienst der Kirche weihen. Durch strengen Gehorsam — durch Unterwerfung selbst natürlicher Anforderungen — gehen sie, am Willen gestählt, in die Welt hinaus, diese der Kirche zu unterwerfen, mit fester Zuversicht darum, weil die Welt in ihnen schon besiegt, die Pforten der Hölle überwältiget sind.

Sollen wir — bei allgemeiner Auferstehung im Lande, die Einzigen sein, die schlummern, gähnen, schlafen und

schnarchen? — Andere pflücken und pflanzen in der Gegenwart sich Lorbeeren und Immortellen; ist es denn eine Sache der Sicherheit auf den vertrockneten Blättern der Erinnerung, der gewesenen Zeiten zu ruhen?

Völker erhalten sich durch Kindererzeugung und Kindererziehung. Das schändliche Kapitel der Kinderberechnung, unter den Sachsen nach Zoll und Zirkel, übergehe ich. Hätte ich Pfundsohlen zur Gesichtshaut — Scham würde dennoch, wie Kohlenfeuer, durchscheinen. Ich schweige deshalb; denn Alles zu sagen möchte die Dinte roth, und nur Halbes zu sagen, mein Gewissen schwarz machen. Verhinderte Kinderzeugung, Vernichtung der Elternhoffnung setzt auf den Grabeshügel eines Volkes eine Schandsäule, mehr als Rad und Galgen. Wenn auch nur hie und da die Mütter das Henkeramt führen — schon um der Einzelnen willen, so gräulich ist die Sünde, furchtbarer, wenn möglich, als Vater- und Muttermord — trägt der Herr des Lebens und des Todes ein solches Volk in das Todtenregister ein! Die Haut zittert unter dem Hemd —, das Herz im Leibe — — — aber armer Prediger in der Wüste, darüber haben Andere zu wachen — mache dich nicht zu tief in diesen Abgrund des Selbstmordes, der Volksvernichtung! Ein Trost ist ja noch da! Welcher? die vorhandenen Kinder und ihre Erziehung = die Verjüngung des Geschlechts in der Nachkommenschaft, eine Wiedergeburt. Durch die Schulthüren strahlet der Morgenstern. Wäre doch des Volkes Schullehrer-Seminarium einzig der geistlichen Obhut in Birthälm anvertraut. Städtischer Begehrlichkeit entrückt, in geistlicher Centralisation mit apostolischem Oele gesalbet säeten sie Sachsensinn d. h. bete — arbeite und entbehre! das Volk hat Hoffnung nicht nur auf Bestand durch Erhaltung der noch geretteten Sitten, — auch Fortdauer durch neuen Lebensgeist. Ein hochherziger, großmüthiger Entschluß mache die Schulthüren hoch und weit, daß Alles hinein kann durch *wohlfeiles* Studium; Erziehung zur Selbstbeherrschung, angebahnt durch unabhängige Lehrer, brav im Kennen und Können, Wollen und Wissen, Thun und Lassen.

Unsere Kinder, absichtslos zwar, aber wie wenn es Plan und Absicht wäre, in Genußsucht aufwachsend, in Weichlichkeit erzogen, durch vorreife Genüsse verhätschelt, vom Weltsinn gegängelt, der Eitelkeit hingeworfen, der Selbstsucht

verkauft — sollten sie, unter diesen tausend auflösenden, schwächenden, zersetzenden Einflüssen, den nöthigen Charakter entwickeln, im Erforderungsfall, in der Stunde der Entscheidung, das eigene Ich mit Füßen zu treten, um die Gemeinschaft, das Ganze, das Volk zu retten? Wehe, wenn Pyrrhus, hinter dem Vorhang, den Elephanten weist, oder vor dem Vorhang den Beutel und die Schätze zeiget! Weichlingen und Feiglingen werden die Zähne klappern und Gecken und Schuldenmacher werden zugreifen, verrathen, verkaufen. Dahin führt Genußsucht und Verarmung. Die Schule, die von der Weltlust umgarnt ist, baut ein Volksglück mit thönernen Füßen, ein Haus auf Sandgrund. Bloße Verstandes- und Kunstbildung ist nicht genug. Der Teufel ist auch gescheit, und versteht gut zum Sündendienst zu pfeifen — aber er ist durch Lüge und Betrug ein Vater alles Uebels. Wird die Schule, das Salz der Erde, welche dem Leben Geschmack geben, und der Verwesung der Gesellschaft widerstehen soll, durch Selbstsucht und Dienst der Sinne dumpf; so liefert sie auch Schüler und Zöglinge feil im Herzen, schwach am Willen, verächtlich in Gesinnung, niederträchtig im Wandel. Wo findet dann, wie sie ihn braucht, die Nation einen Scävola, der sein Fleisch brennt, oder einen Kodrus, der sich in die Schwerter stürzt? —

Politik.

Mit der prunkvollen Außenseite unseres Lebens, dem Schimmer des Aufwandes, bringen wir nicht nur selbst unser Schiffchen zum Sinken, sondern verdecken auch Andern den Anblick der Grube mit grünen Reisern, in die wir gestürzt aufhören sollen, als Volk zu leben. Wir bringen zu unserm eigenen Schaden Andere, die Staatslenker, auf den Wahn: die Bürde, unsern Schultern aufgelegt, sei zu leicht, der Ladung und Befrachtung im Schiffe zu wenig. Ist doch der Schein für uns, die wir es doch am besten wissen, so groß, die Täuschung so natürlich, daß wir beim Flittern und Flattern der Gewänder, mehrmals uns selbst über die Stirne streichen müssen, um inne zu werden, es sei Schein, nicht Wahrheit, Traumgebild, nicht Wirklichkeit, Hoffart, nicht Wohlstand. Machen wir uns selbst so schwer frei von der Täuschung, wie schwerer wird es einem Andern fallen, die Vermögensumstände der Nation zu würdi-

gen, ein rechter Schätzmann zu sein? Kommen vornehme Leute ins Land, Augen des Hofes, zur Erforschung der Wahrheit hereingeschickt — wie ist Alles bemühet diese wahrheitsuchenden Augen hinters Licht zu führen! Alle Anstalten werden gemacht den Zustand des Volkes im herrlichsten Glanze erscheinen zu lassen. Die schönsten Pferde werden zur Vorspann auserlesen, mit Hafer im voraus dagegen feist gemacht, daß kein Wassertropfen auf der glänzenden Haut stehen bleibt — wenn man auch den daheimgebliebenen, der Mehrzahl nur, Zecker an die Hüftknochen hängen kann; der bestgenährte, amtsergebenste Bauer kommt in den Sattel, oder auf den Bock: der hohlwangige, vergelbte bleibet zu Hause, der Ausschwätzer, wer feine, neue, decartirte Kleider hat, Mienen der Zufriedenheit, eine Zunge in Honig getaucht — alle dazu geeignet ein Schauspiel aufzuführen, mit dem Titel »Landesglückseligkeit«, umflattern den Angekommenen: der Ehrenmann, der Wassereinschenker bleibt mit den abgeschabten Aermeln im Winkel. Saget in aller Welt, wie kann man ein Land auf einer Durchreise beurtheilen, als aus dem, was man sieht und hört. Der Schein gilt fürs Sein! Dieser schaugestellte Glanz strafet dann den Weheruf über Verarmung der Lügen und Uebertreibung. Das Land gilt, wofür es sich ausgibt: da man mit dem Wohlstand die Bekanntschaft macht, bleibt die Verarmung unbekannt. Können Bitten um Erleichterung und Gesuche um Hilfsleistung für die Verarmung dann als Wahrheit Eingang finden, wenn sich die Verstellung im Prunk und Ueberfluß hervordrängt auf die Straße in die Kreuz und Quer. Diese Theaterdekorationen sind so täuschend gemacht, daß das schärfste Auge ob dem Weihrauchdampf — die Täuschung für Wahrheit hält. Dies hat zur Folge, daß die Täuschenden die Getäuschten werden. — Freilich hat man nicht zur Absicht zu täuschen, man will den hohen Gästen nur Freude, nur Vergnügen machen. Die Freundlichkeit des Anblicks will im Reisenden nur angenehme Gefühle erwecken, und von diesen angenehmen Erinnerungen und Eindrücken erwartet man später Wohlwollen und Geneigtheit. Mir scheints, als ginge man hierinnen fehl! Die hohen Reisenden haben ja schon für das Land Wohlwollen und Geneigtheit, zu Hause schon, ehe sie noch hereinkamen. Der Anstalten zur Erweckung des Wohlwollens und der Geneigtheit bedürfte es also nicht. Beabsichtiget etwa die Bereisung die Er-

kenntniß der Landesgesinnung? was laufen dann nur Beamte vor? Eine Reise incognito wäre ein sichereres Mittel, eine Zusammenkunft mit Leuten aus allen Ständen. Bliebe die öffentlichen Presse frei, sie gibt ein wahres Bild des Lebens, der Gesinnung, des Zustandes, der Gemüther. Es bedarf, wenn durch sie die Wahrheit gesagt werden darf, nur des Willens, um Alles zu erfahren, was man zu wissen wünscht. Reisemühe, Reiseunkosten sind erspart — Vorspiegelungen hören auf — die Wahrheit steht entschleiert. Wenn man sich zeigen will, zeige man sich, wie man ist, um nicht als das zu erscheinen was man nicht ist. Die dermaligen Empfänge und Veranstaltungen bei Reisen hoher Herrn sind aufgetragene Schminke: sie erzeugen ein Vorurtheil von Vollblütigkeit, von Stärke und Gesundheit. Was geschieht darauf und darnach? Wenn dann die Poesie der Darstellung vorüber, das angestellte Lustfeuerwerk abgebrannt ist — wer dann den Heimgekehrten das nackte Gerüst im verlassenen Lande zeigen wollte — nur hurtig hinaus, ehe man ihm die Thüre zeigt. — Hat man doch selber den Glanz, die Pracht, das Wohlleben und den Wohlstand des Landes mit eigenen Augen gesehen! — Die Politik der Niederen wäre also die Verarmung vor hohen Augen nicht zu verdecken, nicht zu verkleistern, nicht zu bemänteln.

Die Politik in der Höhe wäre aber der Verarmung Schranken zu setzen. Denn aus der Verarmung erwächst für die gesellschaftlichen Zustände, für den Staat, eine Gefahr. Daß die Verarmung eine Begleiterin der Hoffart ist, ist bekannt, weniger anerkannt, daß die Verarmung der Völker in ihnen die Mißstimmung erzeuge, die jetzt epidemisch, als Krankheit des Jahrhunderts grassirt. Die verschiedensten Länder und Völker sind mißstimmt, ein allgemeines Mißbehagen schreitet klagend über die Strecken der civilisirten Welt. Die Staatsmänner haben kopfschüttelnd langher schon den kranken Zustand beobachtet, und mit den diplomatischen Fingerspitzen die Pulse befühlt. Die Feinde der Aufklärung leiten das Uebel aus dem Uebermaße des Lichtreizes her, der das Gehirn zu stark angegriffen habe und rathen daher folgerichtig als Heilmittel die Verfinsterung des Krankenzimmers an. Andere, entgegengesetzter Meinung, machen der Unwissenheit, der Finsterniß Vorwürfe und leiten alles Mißbehagen aus dem Unverstande, aus dem Mißverstande, also aus Mangel gehörigen Lichtes her.

Wenn daher das Mißbehagen in Aufruhr ausbricht, schreien diese: Finsterniß, Finsterniß! jene: Licht, mehr Licht, noch mehr Licht! Ob ganz die Tag-, ob ganz die Nachtvögel recht haben, kann ich als Dämmerungsfalter nicht entscheiden, da ich, in meinem Helldunkel einer isolirten Stellung nur so viel erkennen kann, und auszusprechen wage, daß ich diese Mißstimmung, Unzufriedenheit und Mißbehagen für keine Kopfkrankheit halte. An die Lehren dieser obigen zwei Gegenfüßler, als an ein Universalmittel, glauben ohnehin die graduirten Doktores nicht. Meiner geringen Meinung nach kann diese Krankheit nicht im Kopfe sein, weil, zum Trost der Lichtscheuen, das Denken noch nicht so allgemein, die Sache des Jedermanns ist, daß ein allgemeines Uebel der Mißstimmung, in ihrer Allgemeinheit, daraus allein sich erklären ließe. Auf der andern Seite werden die Lichtfreunde auch so gütig sein einzugestehen, daß der Tag zwar wachsen kann, aber seit dem Abzug Mosis aus Aegypten eine derlei Finsterniß, wie sie damals war, nirgendswo mehr zu Hause ist. Es scheint daher am sichersten und gerathensten zu sein, keiner Partei beistimmend hierinnen, diese Mißstimmung nicht sowohl in einer Fehlerhaftigkeit des Urtheiles, im Mangel des Lichtes oder der Blendung zu suchen, sondern sie für einen Seelenzustand, für ein Uebel zu erklären, wo das Herz der Sitz der Krankheit ist. Darf ich daher, nach Hut und Stock greifend, um mich zu empfehlen, mein Stimmchen auch abgeben, so möchte ich dann, in meiner Unbedeutenheit, das Uebel im Begehrungsvermögen suchen, und zwar in demjenigen Theile, wo es heißt: Ich hätte gern, doch hab' ich nicht! Des Zeitalters Begehrungsvermögen, der Verbrauch ist dem Erwerb, die Ausgaben den Einnahmen über den Kopf gewachsen. Es ist eine Abnormität vorhanden. Aufgeklärt oder nicht aufgeklärt — die Völker haben sich eine solche Menge Genüsse angewöhnt, die sie nicht mehr im Stande sind zu befriedigen. Es ist nicht eigentliche Noth, oder Entbehrung natürlicher Bedürfnisse, wie sie die Unterhaltung des Lebens fordert, sondern die besondere Art Mittellosigkeit die künstlichen, außernatürlichen Bedürfnisse zu stillen, wie wir sie uns einbilden, angewöhnt und zur zweiten Natur gemacht haben. Die natürlichen sind leicht befriedigt — sie haben Maß und Grenze; diese hingegen sind unersättlich, grenzenlos. Der

gefüllte Magen kollert nicht — der Leib bedeckt zittert nicht — die Zunge genetzt klebet nicht am Gaumen. Für alles dies sorget der himmlische Gastgeber, der die Vögel nährt, und den jungen Raben ihr Futter gibt, wenn sie ihn anrufen: — aber der nimmersatte Hunger der künstlichen Bedürfnisse, die Blöße, die sich in zehn Kleidern nackend fühlt, der nie zu stillende Durst nach immer neuen, immer theuereren Genüssen stachelt den Verschwender, der durch seine Schuld zugleich auch der Habenichts in einer Person ist, zu immer neuen Klagen, mißstimmt sein Herz und versetzt es in die übelste Laune.

Die Bemühungen des Staates, jedem Grenzeingeschlossenen Lebenswege zu eröffnen, die Sorge für Erweiterung des Erwerbes ist allerdings eine dankenswerthe. Alles, was für Industrie geschieht, von der Gewerbsschule bis zum polytechnischen Institute, sind, beim wahren Namen genannt, Veranstaltungen zur Vermehrung der Einnahmen, um — doch die Ausgaben, die die Staatsgehörigen einmal haben, zu decken. Wenn nur nicht mit der Vermehrung der Mittel vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen — die Bedürfnisse selbst wüchsen an Zahl und Stärke!!! So aber bleibet zwischen Einnahme (Erwerb) und Ausgabe (Bedürfniß) immer eine unausgefüllte Kluft, eine Differenz, ein Deficit, die Noth, der Mangel, ein unbefriedigtes Bedürfniß. Steigert man die Fähigkeit der Einnahmen ins Unendliche, — so hat die Eigenschaft des Mehrbedürfens, das Uebermaß der Ausgaben dennoch einen Vorsprung. Wie auch die Erwerbskraft meilenweit Schritte thut, macht die Verbrauchskraft noch größere Schritte! sie werden nie mitsammengehen — im Herzen wird das niegestillte Verlangen nie den Frieden, die Gemüthsruhe, das Wohlbehagen aufkommen lassen. So klug bin ich schon, auch so bescheiden, daß ich mich nicht zu den Klügsten rechne — aber, bei aller dieser Limitation muß ich doch offenherzig gestehen, daß ich diese Bestrebungen des Staates »die Einnahmen des Volkes zu vermehren« für eine Einseitigkeit, für eine halbe Maßregel halte. Will der Staat seine Völker zur Ruhe bringen, will derselbe, daß in den Völkerherzen Friede geschlossen werde — muß zur halben Maßregel noch die andere Hälfte hinzugethan werden, um das Ganze zu haben, die Verminderung der Ausgaben. Nicht mit der Barschheit des großen Czaaren, womit er **nolens volens** seinen Bojaren die Bärte abnehmen ließ, also

überhaupt nicht durch Eingriffe, oder Machtsprüche, sondern durch Leben und Ansichten ändernde Veranstaltungen, um durch Erweckung der Kraft sich einzuschränken die Ausgaben zu vermindern. Nur wenn die Verminderung, der Genußsucht, die Kraft der Selbstbeherrschung und Beschränkung d. h. die Verminderung der Bedürfnisse und Ausgaben sich von den vermehrten Erwerbsmitteln, der Kraft der Befriedigung d. h. der Vermehrung der Einnahmen sich einholen läßt; wird das problematische Oeltönnchen in die Aufgeregtheit der Leidenschaften ausgeleert werden, mit der Hoffnung den Sturm zu beschwören: nur dann wird das Mißbehagen der Völker in ein Wohlbehagen verwandelt, die Mißstimmung in Wohllaut und in die Harmonie einer sich genügenden Zufriedenheit aufgelöset werden. Vermehrung der Erwerbskraft, einseitig, wie jetzt betrieben, ist, mit Erlaubniß es zu sagen, nur eine Erregung der Leidenschaftlichkeit, ein Vorschub der Sinnlichkeit, eine Beförderung des Weltsinnes. Die nöthige Beschwörung dieser schlimmen Geister durch Selbstbeschränkung, das Dämpfen der Leidenschaft, ein Geschäft des geistigen Faktors im Staatskörper, ein Geschäft und die Aufgabe der Kirche. Papst Hildebrand ist zwar von Protestanten und Katholiken tausendmal getadelt und verschrien worden — aber seine Idee von der herrschenden Kirche wird dauern, so lange die Welt dauert. Die Herrschaft der Sittlichkeit, nicht das Gesetz und die Gewalt, kann die Welt erlösen und beseligen. Lange noch wird die Weltmacht die Kirche gefangen halten, und mit Schmähungen überladen, weil sie nicht bewirkt, woran man sie doch selber hindert: aber es wird eine Zeit kommen. wo der weltliche Stand der langgefesselten Mutter, ungebeten, die Handschellen abnehmen wird, um sich den Segen zu holen. Diese Lehre macht zwar Bauchgrimmen, wie das Buch, welches der Apokalyptiker verschlang, aber ohne dies Bauchweh erscheint nicht die Offenbarung des neuen, herrlichen und heiligen Jerusalems, der Weltfriede, die Erlösung vom Uebel, Gottesreich und das Reich Jesu Christi.

Der Arme und der Verarmte sind ihrer zwei. Der Arme hat gute und willige Diener, die die Bürde tragen helfen. Gewohnheit heißt der eine, und Unbekanntschaft mit dem Entbehrten der andere Diener. Beide machen, daß das Entbehrte nicht als Druck, nicht als Entbehrung erscheinen und empfunden werden. Die Genußsucht aber, die vom verbotenen Baum einen

Apfel einmal angebissen hat, verzehret nicht nur diesen ganz, sammt Grips und Schalen, sondern fährt im Ablesen so lange fort, mit Hand und Leiter, Stange und Wurf, bis Alles gar ist, und am Baume nichts als Blätter sind. Fehlen ihm die Mittel die Aepfel zu langen, oder ist die Erlaubniß verwehrt, so wässert ihm doch immer der Mund darnach, wie dem quondam Tantalus. Sein Sinnen und Trachten steht ewig darnach. Mit lüsternen Augen sieht er wachend und im Schlafe träumend die unnahbaren Aepfel an den aufschnappenden Aesten hin und her sich wiegen und winken, und wenn er die getrocknete Zunge zu kühlen die hohle Hand nach den Silberwellen streckt, weichen sie tückisch zurück. Gekannte, gekostete, eingewöhnte Genüsse, zum Bedürfniß geworden, bei bellendem Magen, bei juckender Kehle, welche das Gelüste und die Einbildung süßer noch vormalen, als sie sind, und welche zu genießen die Verarmung immerdar verwehret — dies macht übellaunig, verstimmt, unzufrieden, rasend. Der Armgeborne, der Arme im Geist, hat an der Genügsamkeit einen Engel, der mit Wenigem Viele sättiget, kleidet und tränket; sein Zuspruch tröstet, beruhigt, besänftiget, mit Geduld, mit Hoffnung und Ergebung in die Ordnung, den Willen Gottes; — während über dem Rücken der verarmten Genußsucht ein Teufelskerl eine zerfleischende Geißel aus drei Drähten schwingt: die Nimmersättigung, Mißgunst und Schamlosigkeit. Beim Armen ist die Gewohnheit an sein Loos ein Schlaftrunk für die Leidenschaft; die ungewohnte Mittellosigkeit für den Verarmten ein Dornenlager und Stachelgürtel. Ein chinesisches Weibchen hat Füßchen, denen man aus einem Gänseei zwei Schuhe machen kann; es wird ein solches Himmelskind über die enge Fußbekleidung nicht murren, weil sein Füßchen nach dieser Schustermodel, sich ausgebildet hat; würde einer Europäerin nach diesem Schnitt ihre Patsche in ein Stiefelpärchen eingezwängt, sie schrie: Mord und Zeter!

Armuth also nicht — die Verarmung bringet dem Staate Gefahr. Nur die äußere Macht hält vor Gewaltthätigkeiten die Verarmung zurück. Die Leiden der Verarmung sind, ohne Zuspruch der Religion, eine unmenschliche Folter. Reife an Reife muß ein solches Bundlegeln haben, soll das Gefängniß nicht vom gährenden Safte gesprenget werden. Gegen das Häkchen, mit dem man die nordsüchtige Magnetnadel absperrt, treibt ihre Natur sie fort und fort. Dieses

Häkchen ist für die verarmte Genußsucht die bestehende Einrichtung der Gesellschaft, die bürgerliche Ordnung, der Staat. Der Unzufriedene aus Verarmung stemmt sich mit aller Macht, die ihm zu Gebote steht, gegen diesen Bestand der Dinge, als gegen die Anstalt, die die Fortsetzung seiner Entbehrungen und Leiden verewiget. Die Natur in der Richtung des Begehrungsvermögens hat der Verarmte mit der Magnetnadel gemein — aber sein Widerstand gegen das Bestehende, den Staatszwang, hat mehr Aehnlichkeit mit einer Spiralfeder in einer Taschenuhr, welche auf das äußerste gespannet ist. Je größer die Einschränkung, je größer der Gegendruck. Ist der Zwang zu groß, so bricht sie = Selbstmord; oder ist die Feder zu kräftig für das Uhrwerk, und die Spannung aufs höchste; so jaget die Feder das Räderwesen surrend durcheinander, daß das Ganze verhudelt wird = Revolution. Ich fürchte daher nicht den eigentlich Armen, das lastgewohnte Kameel, das Wasser trinkt und mit Disteln sich begnügt; ich fürchte die Verwegenheit, das Brüten der Verarmten auf Anstellung, Abänderung, Umsturz und Umwälzung. Mir ist die Verarmung eine Bestie, die in die Kette beißt, seine Schnauze leckt, die nach Blut, der alten Speise, begehret, die funkelnde Blicke schießt, späht, ob etwa ein Glied losgeht, um auf die Beute den furchtbaren Satz zu thun, um im Blutbad, im Würgen für Gefangenschaft, für Entbehrung zu entschädigen. Betrug und Ungerechtigkeit — Häusereinbruch, Brandstiftung und Straßenraub sind nur das Zerren an der Kette. Revolution suchen die scheuen Augen. Darum haben von jeher Verarmte in Revolutionen die Hauptrolle gespielt — zu allen Unternehmungen dieser Art die Hand eingeschlagen, sind, als Wagehälse, zuerst auf die Mauer gestiegen.

Einzelne Verarmte — sind nur Tropfen; wird die Verarmung und Genußsucht allgemein, sind sie ein Meer, das, als List, ein Loch für sich im Deiche bohren will; als Gewalt, den Durchbruch des Ganzen versucht. Daher muß der Verarmung und der Genußsucht das Talar und die Tiare, Groß und Klein, Herr und Knecht, Mann und Weib, wie einer Wassernoth zulaufen, ehe mit stürzendem Damm die losbrechende Flut, Mann und Maus ersäuft.

Nimesch den 31 Mai 1843.

Hutm.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Roth, Stephan Ludwig,

Der Geldmangel und Verarmung in Siebenbürgen, besonders unter den Sachsen
Von dem Verfasser der Zünfte und des Sprachkampfes

Kronstadt 1843

Austr. 4060 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10011064-2